BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Freund der Jugend in kleinen moralischen Aufsätzen

Leipzig 1775

Ph.pr. 1367 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042390-7
VD18 1130281

Ph. Pr.
1367
d

h. Pr. Freund
1367 d

Der

# Freund der Jugend

in

kleinen moralischen Aufsätzen.

Aus dem Englischen.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich,
1775.

G. n. 8908

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische Staatsbibliothek München

# Inhalt.

I. Ueber die Freundschaft. S. 1
II. Ueber die Güte des Herzens. 17
III. Ueber die Wahl der Gesellschaft. 24
IV. Ueber den guten Namen. 34
V. Ueber die Selbsterkänntniß. 42
VI. Ueber die Menschenliebe. 52
VII. Ueber die Spielsucht. 61
VIII. Ueber die falsche Anwendung der Talente. 74
IX. Ueber den Werth der Zeit. 83
X. Der Ocean des Lebens, ein Traum. 89
XI. Ueber das Mitleid. 100
XII. Ueber die Unzufriedenheit. 107
XIII. Vortheile der Betrachtung des Todes. 113
XIV. Ueber Stolz und Schwelgerey. 126
XV. Ueber die affektirte Vornehmigkeit bey einem geringern Stande. 134
XVI. Ueber die Glückseligkeit. 141
XVII. Ueber das sinnliche Vergnügen. 152
XVIII. Ueber das Schwören. 168
XIX. Ueber die Thorheit des schönen Geschlechts, ihre Schönheit durch Schminke zu erheben. 173

XX. Ueber den verkehrten Gebrauch des Worts, Akademie. S. 178
XXI. Ueber die feine Lebensart oder Politesse. 184
XXII. Ueber den Geiz. 196
XXIII. Ueber die Erziehung. 204
XXIV. Ueber die Lockungen des Lasters. 213
XXV. Ueber die Glückseligkeit, die aus der Hülfe entspringt, die man unglücklichen Personen leistet, welche ihr Unglück nicht verdienten. 218
XXVI. Ueber die zu mildernde Strenge der Richter bey Bestrafung gewisser Verbrechen, die die Nothwendigkeit veranlaßt. 227
XXVII. Der ehelose Stand, ein Stand des Glücks. 235
XXVIII. Ueber das schöne Geschlecht, und den großen Einfluß, den es auf unsere Glückseligkeit hat. 243

---

I. Ueber

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

# I.

## Ueber die Freundschaft.

Ist in der ganzen bethauten Landschaft des Frühlings, in dem prächtigen Auge des Hesperus am Morgen, in der Natur schönsten Gestalten etwas so schön, als tugendhafte Freundschaft?

Akenside.

Zu allen Zeitaltern der Welt hat man die Freundschaft für eine der größten Glückseligkeiten des Lebens gehalten. Das Verlangen, uns mit einem andern Herzen zu vereinigen, ist eine Empfindung, die mit uns geboren wird und die erste Bewegung, die wir in unserm Herzen fühlen. Demungeachtet ist der Mangel eines wahren Freundes von jeher eine allgemeine Klage gewesen und ist es noch: und die Welt stellt uns von Anbeginn

sehr wenig Beyspiele einer vollkommnen Freundschaft dar. Dieß ist leider! eine von den unglücklichen Wirkungen der menschlichen Natur.

Die Vortheile der Freundschaft reden genug für sich selbst und die ganze Natur stimmt in der Erklärung überein, daß es eine der wünschenswürdigsten Freuden des Lebens ist. Ohne sie hat es keinen Reiz. Der Mensch hat eine Menge Bedürfnisse, und so bald er sein eigen Herz zu prüfen anfängt, so findet er hier ein Leeres, das die Freundschaft allein ausfüllen kann. Die Seele ist von Natur immer im Tumult, unruhig und unzufrieden, und findet keine Ruhe, als in dem Busen eines Freundes. Es ist eine artige Anmerkung eines Alten, wenn er sagt, die Liebe sey das Kind der Armuth, und des Gottes der Reichthümer: der Armuth, weil sie immer haben will und der Reichthümer, weil sie verschwendrisch freygebig ist: mit nicht weniger Gewißheit können wir behaupten, daß die Freundschaft von derselben Familie sey: wenn sie lebhaft

ist,

ist, will sie immer haben und erwartet ernstlich die gehörigen Empfindungen von dem Herzen, an dem es hängt. Vorzüglich zärtliche und empfindsame Seelen fühlen die Bedürfnisse des Herzens noch weit mehr, als andere die dringendsten Bedürfnisse des Lebens. Gebt den Menschen alle Reichthümer, Titel und Ehrenstellen in Ueberfluß, und nehmet ihnen auf einmal alle Freundschaft, so werden alle Glückseligkeiten des Lebens für ihn auf einmal verschwinden.

Was für eine Quelle süßer Freuden, welche sichere Freystatt findet der glücklichere Theil des sanftern Geschlechts in der Freundschaft: durch diese entgehen sie den Nachstellungen treuloser Mannspersonen, die größtentheils falsche, unbeständige Verführer sind: und wie groß ist der Vortheil immer einen unverdächtigen, treuen Rathgeber zu haben. Der Weiseste von uns braucht bisweilen einen freundschaftlichen Unterricht; wir wagen zu viel, wenn wir uns in allen Dingen auf unsern eignen Verstand verlassen wollten:

unsere Leidenschaften neigen uns immer auf ihre eigne Seite; und welch ein Glück ist es dann ein zweytes Selbst bey der Hand zu haben, auf die diese Leidenschaften keinen solchen Einfluß haben, und die uns den rechten Weg zeigen.

Die Alten waren mit den Glückseligkeiten der wahren Freundschaft sehr wohl bekannt: aber sie scheinen sie in ein bloßes Ideal verfeinert zu haben: denn die Schilderungen, die sie uns von ihr machen, sind so beschaffen, daß die Natur sie schwerlich erreichen kann. Eine solche Verfeinerung taugt nichts. Denn, wenn sich die Menschen vollkommne Muster, statt wahrer und in der Natur gegründeter Beyspiele zur Nachahmung vorstellen, und dann finden, daß ein solches Bestreben der menschlichen Natur nicht angemessen ist, so behandeln sie die ganze Glückseligkeit als eine Schimäre und als ein bloßes Gut der Einbildung: dieß ist aber unserm eignen Vortheile zuwider gehandelt.

Seneka empfahl seinem Freunde, sich einen der besten und weisesten Männer

ner zum Muster zu wählen, allezeit wie unter seinen Augen zu handeln und ihm von allen seinen Handlungen eine getreue Rechenschaft zu geben.

Dieß ist auch ein wahres Mittel, uns einen Freund zu verschaffen, der dieses Namens würdig ist. Unser eigen Glück sollte uns doch gewiß am Herzen liegen. Nichts kann uns diesem aber näher bringen, als ein würdiger Freund. Das Laster verbindet sich nie mit der Tugend: und wie könnte mich ein solcher Freund in einem Sumpfe von Lastern und Thorheiten dulden.

Merkwürdig waren die Worte des Pyrrhus: „Rette mich von dem Urtheile meiner Freunde, denn sonst habe ich niemanden zu fürchten.“ Und Plinius, als er einen Freund verloren, jammert, weil er fürchtet, er werde nun vom Pfade der Tugend weichen, weil er den Führer und Wegweiser aller seiner Handlungen verloren habe.

Die wahre Freundschaft fodert nothwendig, daß wir tugendhaft sind, weil

ohne die Tugend keine Freundschaft seyn kann, und wir müssen den Geboten der ersten unausbleiblich gehorchen, weil es das einzige Mittel ist, die andere zu erhalten. Wir finden also in der Freundschaft die Gewißheit eines guten Rathes, den Nacheifer eines würdigen Beyspiels, die Linderung unsers Kummers durch die Theilnehmung, und Trost und Unterstützung bey allen Vorfallenheiten und Bedürfnissen, ungesucht, ja ungefodert. Dieses sind die ächten charakteristischen Zeichen der wahren Freundschaft, und an diesen können wir sie allezeit sicher erkennen.

Wünscht man von der Welt geliebt und hochgeachtet zu werden, so erscheine man nur in Gesellschaft solcher Personen, die geliebt und hochgeschätzet werden. Daher muß man zuvor den Charakter desjenigen wohl prüfen, den man zu seinem Freunde machen will.

Montagne, der immer seine Gedanken so naif und lebhaft ausdrückt, sagt, daß er von der Person seines Freundes eben so sehr gerührt sey, als ein Mann von dem

dem Frauenzimmer, das er anbetet. „Das menschliche Leben kann sich niemals eines solchen Standes der Unabhängigkeit rühmen, daß nicht einer des andern Beystand sollte nöthig haben:“ aber dieser sollte allezeit von Seiten der Freundschaft kommen. Eben so sollte auch in der Freundschaft eine Gleichheit der Gesinnungen, des Alters und der Empfindungen statt finden.

Wir sollten in der Freundschaft, wie in der Liebe mit dem Genusse ihrer Freuden im Anfange nicht zu verschwenderisch seyn: sondern damit gehörig haushalten, damit sie desto länger dauerten.

So bald du findest, daß du zu warm bist, so sey auf deiner Hut. Die Leidenschaft beraubt immer den Thron der Gerechtigkeit: Ueberdieß giebt es einige, die niemals einen Fehler zu haben glauben: doch sie haben ihrer hundert, und da sie nicht gerade zur übeln Gewohnheit werden, so wissen sie nicht, wo sie anhalten sollen.

Viele bilden sich ein, die Freundschaft reiche nicht weiter als das Grab und daß nach dem Tode eines Freundes weiter keine Pflicht zu erfüllen sey: wenige haben ein Herz, das der Freundschaft für die Todten fähig ist. Allein ungeachtet die Treue tugendhafter Freunde die edelste Begräbnißfeyerlichkeit ist und die Herzen solcher die rühmlichsten von allen Grabmälern sind, so darf doch der überlebende Freund nicht glauben, daß die Thränen, die er so wohl über sich selbst, als über seinen Freund weinet, ihn von allen seinen Gelübden frey machen. Nein es sind ihnen noch Pflichten übrig, die er ihrem Andenken, ihrem Ruhme, ihrer Ehre und Familie schuldig ist. Sie müssen sich selbst in unsern Herzen durch die wärmsten Empfindungen der Liebe und Hochachtung; in unserm Munde, durch ihr Lob, und in unserm Gedächtnisse durch unser Betragen und die Nachahmung ihrer Tugend überleben.

Jedes Frauenzimmer, das ihrer Pflicht getreu ist und die Tugend ihres Geschlechts

unver-

unverletzt behält, kann sich mit der Erwartung dieser unschätzbaren Glückseligkeit schmeicheln. Die Freundschaft ist der eigenthümlichste Lohn des tugendhaften Lebens. Doch so wie die Liebe itzt in der politischen Welt behandelt wird, so darf man dieses leider! wenig hoffen: ihre Verbindungen endigen sich meistens mit einem Bruche, und sind von Schaam und Schande, den gewöhnlichen Folgen des Lasters begleitet.

Ein Frauenzimmer ist so unglücklich, daß es leicht niemals auf der andern ihre Freundschaft sicher rechnen kann. Die natürlichen Schwachheiten, deren jede von ihnen, wie sie wissen, unterworfen ist, machen eine unübersteigliche Schwürigkeit und ihre Freundschaften entstehen meistens mehr aus Nothwendigkeit, als aus Wahl.

Das weibliche Herz, das niemals die Quaalen und Unruhen der Liebe gefühlt, ist in seinen Freundschaften allezeit zärtlich, und von der feinsten Empfindung: und man muß in Ansehung der Frauen-

zimmer gestehen, es sey nun zu ihrer Ehre oder zu ihrem Nachtheile, daß sie allezeit sehr tief fühlen, was sie ernstlich vorgeben. Männer reden oft aus der Einbildungskraft, Weiber allezeit aus dem Herzen: und da die Natur beide Geschlechter durch unsichtbare Bande und Neigungen verbunden, so finden beide alles schon in ihren Herzen zur Freundschaft vorbereitet.

Die Werke der Natur sind unter allen die vollkommensten: diejenigen aber, wo diese große Werkmeisterinn nur einen kleinen Antheil hat, sind niemals ohne mishellige Theile. Bey der Freundschaft zwischen Mann und Weib, wo die Liebe keinen Theil hat, fühlen wir von Natur, daß das Ganze ein Werk dieser bewundernswürdigen Künstlerinn ist: und hier finden wir die geheimen Banden, die natürliche Sympathie und die ganze unübersteigliche Neigung, die sie uns gegen einander eingepflanzet hat.

Die wünschenswürdigste Glückseligkeit kann bloß der Preis der Tugend seyn: aber

aber wir müssen, wenn wir sie besitzen, wohl auf uns selbst Achtung geben, daß das, was erst Tugend war, am Ende nicht Leidenschaft werde.

„Als Damon vom Dionysius zu Syrakus auf einen gewissen Tag zum Tode verurtheilet war, bat er in der Zwischenzeit um die Erlaubniß, in sein Land gehen zu dürfen, damit er die Angelegenheiten seiner trostlosen Familie in Ordnung bringen möchte. Der Tyrann, der es ihm im Herzen abschlug, gewährte es ihm zum Scheine, weil er ihm eine Bedingung machte, deren Erfüllung er für unmöglich hielt; daß er nämlich einen Andern als Geißel für seine Rückkehr und mit Verlust seines Lebens stellen sollte, wenn sie nicht zu bestimmter Zeit erfolgte. Pythias hörte die Bedingungen, und wartete gar nicht, bis ihn Damon erst darum ansprach: sondern erbot sich unverzüglich selbst dazu. Sogleich erhielt Damon die Freyheit. Der König und der ganze Hof erstaunten über diese Handlung; und als der Richttag sich näherte,

war

war Dionysius neugierig genug, den Pythias in seinem Gefängnisse zu besuchen. Nach einiger Unterredung über die Freundschaft, behauptete der Tyrann, daß der Eigennutz die einzige Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey: und was Tugend, Freundschaft, Wohlwollen, Vaterlandsliebe und dergleichen anbeträf, so hielt er sie bloß für Worte, die von den Weisen erfunden worden, den Schwachen in Ehrerbietung zu erhalten und zu täuschen. „Gnädiger Herr," sagte Pythias, mit einer festen Stimme und einer edlen Miene: „Ich wünschte, es wäre möglich, daß ich tausend Tode leiden könnte, und ich wollte sie leiden, wenn mein Freund nur in irgend einem Artickel seiner Ehre zuwider handeln könnte. Nein, dieß kann er nicht: ich bin seiner Tugend so gewiß, als meines Lebens: aber ich bitte die Götter, ein Mittel auszufinden, wodurch meines Damons Leben mit seiner Rechtschaffenheit zugleich erhalten werden möge: Setzt euch ihm entgegen, ihr Winde, hindert ihn

ihn in seinem edlen Bestreben sein Wort zu halten und lasset ihn nicht eher ankommen, bis ich durch meinen Tod ein Leben gerettet habe, das tausendmal mehr werth, als mein eignes ist, mehr werth seiner liebenswürdigen Frau, seinen unschuldigen Kindern, seinen Freunden, seinem Vaterlande. O laßt mich nicht in meinem Damon des allerschrecklichsten Todes sterben." — Dionysius war von der Würde dieser Gesinnungen und der Art mit der sie ausgesprochen wurden, gerührt und erstaunt: sein Herz empfand Etwas von der eindringenden Wahrheit, ob es gleich mehr diente, ihn zu verwirren, als ihm seinen Irrthum zu benehmen. Der unglückliche Tag kam. Pythias ward vorgeführet, und gieng mitten unter der Wache mit einer ernsthaften, aber zufriednen Miene nach dem Richtplatze. Dionysius war schon hier: er saß auf einem beweglichen Throne, der von sechs weißen Pferden gezogen worden, nachdenkend und aufmerksam auf den Gefangenen. Als Pythias anlangte,

sprang

sprang er freudig auf das Schaffot, und nachdem er die Zurüstungen des Todes einige Zeit betrachtet, kehrte er sich mit einer gelassenen Miene zu den Zuschauern und sagte: „Mein Gebet ist erhört; die Götter sind gnädig. Ihr wisset, meine Freunde, daß wir bis gestern einen widrigen Wind gehabt haben. Damon konnte nicht kommen, er konnte nicht Unmöglichkeiten möglich machen. Morgen wird er hier seyn, und mein itzt vergoßnes Blut wird das Leben meines Freundes retten. O könnte ich doch euerm Busen jeden Zweifel, jeden niedrigen Verdacht in Absicht auf die Ehre des Mannes entreißen, für den ich sterbe, so würde ich zu meinem Tode, wie zu meiner Hochzeit gehen. Itzt mag es genug seyn, daß mein Freund rechtschaffen und seine Treue unverbrüchlich wird erfunden werden: es wird sich bald zeigen, daß er itzt unterwegens ist, herbeyeilt, und sich, die ungestümen Elemente, und die Götter anklagen wird. Doch ich eile ihm zuvorzukommen. Nachrichter,

richter, thu dein Amt.“ Indem er die letzten Worte sagte, erhob sich in der äussersten Entfernung unter dem Volke, ein Geräusche: man hörte eine Stimme, die der Schwarm auffaßte und die Worte: „halt ein, halt ein, wiederholte. Hierauf kam ein Mann in vollem Jagen: die Zuschauer machten Platz; sein Pferd dampfte: schnell war er herunter, aufs Schaffot und hielt den Pythias fest in seinen Armen. Du bist gerettet, schrie er, du bist gerettet, mein Freund, mein liebster Freund. Ich habe nun nichts weiter, als den Tod zu leiden und bin nun von der Quaal der Vorwürfe frey, die ich mir machte, das Leben meines Freundes in Gefahr gebracht zu haben, das mir tausendmal lieber als mein eigenes ist.“ Blaß, starr und halb sprachlos in den Armen seines Damons versetzte Pythias in gebrochenen Worten: „Unglückliche Eil! — Grausame Behendigkeit! — Was für neidische Mächte haben zu deinem Besten Unmöglichkeiten möglich gemacht? — Aber ich

will

will mich nicht ganz in meiner Rechnung betrogen haben — Kann ich nicht für dich sterben, um dich zu retten, so will ich doch mit dir sterben. Dionysius hörte, sah, und betrachtete alles mit Erstaunen; Lebe, lebe, unvergleichliches Paar! rief er: „Du hast für die Wahrheit der Tugend einen unwiderleglichen Beweis gegeben: und diese Tugend beweist zugleich das Daseyn eines Gottes, der belohnen muß. Lebe glücklich und sey immerdar gepriesen. O bilde mich nun durch deine Lehre, so wie du durch dein Beyspiel gethan, damit ich an einer so heiligen Freundschaft Theil nehmen möge.“

---

# II.

## Ueber die Güte des Herzens.

O du bist durch und durch zärtlich, sanft und liebreich, wie die sympathisirende Natur.

Otway.

Kein Mensch ist vollkommen tugendhaft, oder vollkommen lasterhaft. Derjenige, der in seinen Handlungen größtentheils der Tugend folgt, ob er gleich bisweilen von dem rechten Wege abweichet, wird ein tugendhafter Mann genannt und so umgekehrt. Eben so ist es in Ansehung der Güte und Bosheit des Herzens. Der, bey dem die erste größtentheils die Triebfeder oder der Bewegsgrund seiner Handlungen ist, heißt ein gütiger Mann. Daß es aber in der menschlichen Seele einen solchen Grundtrieb giebt, zeigt sich auf mancherley Art. Zum Beyspiel, wann wir durch das Mitleid über das Elend und den Kummer unserer Nebenmenschen zur Freygebigkeit erweckt werden, ohne

Rücksicht auf einen möglichen Vortheil für uns selbst: dergleichen ist die Neigung die wir fühlen, selbst leidenden Thieren beyzustehen, ob sie uns gleich nicht die Wohlthat vergelten oder eine Empfindung der Dankbarkeit äussern können: ferner die Zärtlichkeit für Kinder, nicht allein in Aeltern, sondern auch in Fremden: und ob man gleich die erstere durch den Ausdruck Instinkt oder Naturtrieb zu unterscheiden pflegt, so beweist doch eben dieß, daß er natürlich und uns von dem Gott der Natur als ein Grundtrieb ins Herz gepflanzt ist. Daher kömmt der Schmerz, den wir bey der Erzählung der andern fühlen, mit denen wir in keiner Verbindung stehen, die uns so gar unbekannt sind, in entfernten Zeiten, und in entfernten Landen: und die heißen Wünsche, helfen zu können, selbst wo es nicht in unserm Vermögen steht: die Verabscheuung der Grausamkeit, die wir eigentlich Unmenschlichkeit nennen, und der Beyfall, den wir liebreichen und wohlthätigen Handlungen geben. Es giebt

zwar Menschen, die behaupten, „daß dieß alles in Rücksicht auf uns selbst geschähe und daß wir der Mittelpunkt von allen diesen Empfindungen wären: daß wir also, wann wir den Unglücklichen beystünden, bloß unserer eignen persönlichen Unbehaglichkeit abzuhelfen suchten: oder, wenn wir es wünschen thun zu können, wir es bloß wünschten, oder wenn wir andere glücklich machten, wir bloß unsere Gemüthsruhe zur Absicht hätten." Aber dem sey also: dieß ist ja, was wir wollen: und der wahre Unterschied zwischen einem wohlwollenden oder übelwollenden Wesen besteht eben darinnen, daß das erste nicht glücklich seyn kann, wann es andere um sich her elend sieht, und mithin ihnen beysteht und hilft, wenn es kann: und kann es nicht, es doch zu thun wünschet und aus Sympathie mit den Leidenden leidet: da hingegen die Glückseligkeit des letztern (wenn es anders eine solche giebt) sich bloß auf sich allein einschränkt, ohne Rücksicht auf andere, ohne bey ihrem Elende Unruhe zu fühlen und sich

über ihr Glück zu freuen: denn dieß ist eigentlich Selbstliebe im schlimmsten Verstande.

Ganz gewiß sind diese zween Charaktere sehr verschieden. Denn obgleich keine von beiden vollkommen ist, so giebt doch augenscheinlich das Mehr oder Weniger und die herrschende Neigung den Charakteren den Namen, so wie ich von dem tugendhaften und lasterhaften überhaupt gesaget habe. Eine vollkommne Güte schließt auch nothwendig eben nicht das Selbst aus, wenn man diesen Ausdruck in einem Verstande gebraucht, der seinen unendlichen Vollkommenheiten nichts benimmt. Denn sagt man nicht von einem gütigen Manne, daß er sich freuet Gutes zu thun und die Glückseligkeit auch andern mitzutheilen? Und wenn er (wie man gemeiniglich annimmt) vollkommen frey ist, so könnte er eben so leicht Elend als Glückseligkeit mittheilen, so bald er wollte: zu sagen, er konnte nicht, das heißt eben so viel gesagt, als, er ist nicht frey: wollte er aber nicht, so hat man es

seiner Güte oder seinem Wohlwollen zu danken.

Wenn diese geringe Vorstellung, so weit sie reicht, die Sache nicht deutlich macht, was für verschiedene Eigenschaften sind denn der wahren Güte wesentlich? und besonders, kann man es wohl für eine wesentliche halten, daß die Seele weder Freude noch Schmerz in Ansehung des Glücks oder des Elends anderer fühlen soll? Eine solche Fühllosigkeit scheint selbst nicht mit der Beschreibung jenes Uebelwollens oder der Bosheit bestehen zu können, die einige der menschlichen Natur zuschreiben; denn das wäre so viel gesagt, die Menschen finden ein Vergnügen in den Schmerzen anderer. Muß daraus nicht nothwendig folgen, daß das Gegentheil Güte ist? daß wenn derjenige, der seine Freude in Quaalen anderer findet, boshaft ist, derjenige gütig seyn müsse, der sich freuet andere glücklich zu machen? Und so wie der Boshafte desto hassenswürdiger und teuflerischer ist, ie mehr er Vergnügen in dem Elende anderer findet:

so muß der Gütige desto liebenswürdiger und göttlicher seyn, iemehr er Vergnügen in der Glückseligkeit anderer findet. Doch darf man diese auch nicht so weit treiben, daß man seine eigne Glückseligkeit darüber vergißt: denn ob es gleich viele von gleicher wohlthätigen Gesinnung giebt, so könnte uns doch leicht das Schicksal treffen, daß wir dergleichen nicht fänden, sondern uns durch die Hülfe, die wir andern leisteten, zu Grunde richteten. Das folgende ist ein Beyspiel, wiewohl es nicht viel von dieser Art giebt.

Asam hat seine Jugend unter den Menschen zugebracht, an ihren Ergötzungen Theil genommen und sichs zur Pflicht gemacht, seine Nebenmenschen mit der größten Innbrunst zu lieben: aber über sein zu zärtliches Herz erschöpfte er sein ganzes Vermögen dadurch, daß er dem Mangel der Unglücklichen, wo er sie nur fand, abhelfen wollte.

Keiner der ihn um Etwas bat, bat vergebens: der ermüdete Wanderer gieng vor seiner Thüre niemals unerquickt vor-

über

über und er hörte nicht eher auf, Gutes zu thun, als bis er nicht mehr konnte.

Er erwartete nun von seiner verschwenderischen Güte eine dankbare Erwiederung von denjenigen, die er vormals dem Elende entrissen und er sprach sie also mit dem sichern Zutrauen auf ihre Erkänntlichkeit an: die undankbare Welt aber wurde bald seiner dringenden Bitten überdrüßig: denn das Mitleid ist eine kurz dauernde Leidenschaft. Nunmehr fieng er die Menschen an aus einem ganz andern Gesichtspunkte anzusehen, als vorher geschehen war. Er entdeckte tausend Fehler, die er zuvor nicht einmal geargwöhnet hatte. Wo er hinsah, trug Undank, Verstellung und Verrätherey das ihrige bey, seinen Abscheu gegen sie zu vermehren. Er beschloß also eine Welt zu fliehen, die er haßte, und die seinen Haß mit Verachtung belohnte; er begab sich aufs Land, um in der Einsamkeit über seinen Unwillen zu brüten, und mit dem einzigen rechtschaffenen Herzen umzugehen, das er kannte, nämlich mit seinem eignen.

III.

# Ueber die Wahl der Gesellschaft.

Nicht der Ort ist es, der Mißvergnügen oder Freude schafft: unser Herz ist die Quelle unserer Zufriedenheit.

Ein Mensch, der seine eigne Gesellschaft wählen kann, würde gewiß sehr tadelnswürdig seyn, wenn er sich nicht nach seinem besten Wissen eine solche wählen wollte, die sich am meisten für seine Gemüthsart schickt: Wo aber diese Wahl fehlet, oder sich ein Mensch in seiner Wahl betrogen, und er sich gezwungen sieht, diese Gesellschaft fortzusetzen, so wird es gewiß sein Vortheil seyn, sich dabey so ruhig als möglich zu betragen.

Ein angenehmer und gefälliger Umgang mit Freunden und Bekannten, ist unstreitig das größte Vergnügen des menschlichen Lebens. Dieß ist eine ungezweifelte Wahrheit, und doch sollte man das Gegentheil glauben, wenn man den

Lauf der Welt sieht: denn wer sollte sich wohl vorstellen, daß es Leute giebt, die sich recht ängstlich bemühen, sich denselben schwer zu machen? Was kann sie wohl verleiten, bey der geringsten Gelegenheit Eifersucht gegen einander zu erregen oder zu unterhalten? Und doch giebt es ihrer, die, wie es scheint, ein Vergnügen finden, Friedensstöhrer zu seyn und die, wie Cicero sagt, eine Lust in Zwietracht finden. Es sind daher so gar wenig Familien, in denen nicht Fehden und Bitterkeiten herrschen sollten, ob es gleich eines jeden Vortheil, und hier insbesondere erfoderte, sie zu vermeiden, da (wie ich wenigstens gern mich überreden möchte,) keines dem andern Unruhe macht, ohne selbst dergleichen zu fühlen. Doch da unter derselben Gesellschaft, entweder wegen Mangel der Verschiedenheit der Gegenstände oder andern dergleichen Ursachen ein gewisser Ueberdruß entstehen kann, der leicht in üble Laune oder Mißvergnügen ausarten kann: so sollte jeder, der etwas Verkehrtes saget oder thut, was einen

Unwillen oder Verdruß gegen die Gesellschaft verräth, sogleich fortgeschafft werden; da hingegen jede Person, die, wann sie einen Anfall übler Laune bey sich verspürte, sich sogleich von selbst wegbegäbe, bey ihrer Wiederkehr mit den Zeichen der größten Hochachtung sollte aufgenommen werden. Durch diese und andere heilsame Mittel könnte man hoffen, daß, wenn eines den andern auch nicht heilen kann, die üble Laune des einen doch nicht der ganzen Gesellschaft zur Last fallen würde. Es giebt noch andere gute Regeln, die zum Besten der Menschen könnten festgesetzt werden und denen zur Glückseligkeit gereichen, die mit einer so gefälligen Art von Leuten, die sie ausübten, zu thun hätten. Der vortreffliche Moralist Seneka sagt, wann er von guter Gesellschaft redet: „der Trost des Lebens hängt vom Umgange, von gegenseitigen Dienstleistungen und Eintracht ab, und die menschliche Gesellschaft ist wie das Werk eines steinernen Bogens: Alles würde über den Haufen fallen, wenn nicht ein Stück das andere

dere hielte.“ Vor allen Dingen laßt uns Zärtlichkeit für unser Blut haben: und damit ist es noch nicht genug, daß wir einander keinen Schaden thun; wir müssen auch einander nützlich seyn. Wir müssen den Unglücklichen unterstützen, den Wanderer auf den rechten Weg führen, das Brod mit dem Hungrigen theilen: und hierdurch befördern wir unser eigen Bestes; denn wir sind bloß die Glieder eines großen Körpers. Ja, wir sind alle Blutsfreunde, alle von einerley Stoff und zu einem und demselben Endzwecke gebildet: dieß verbindet uns zu einer gegenseitigen Zärtlichkeit und Geselligkeit, und jenes zur Gerechtigkeit und Billigkeit. Die Liebe zur Gesellschaft ist natürlich, aber die Wahl derselbigen ist die Sache der Tugend und Klugheit. Edle Beyspiele wecken uns zu edlen Handlungen auf und die Geschichte großer und patriotischer Seelen flößen uns großmüthige Gedanken ein. Sie macht den Menschen thätig und wirksam in Dingen, wodurch die Welt besser werden möge: z. B. den

Schwa-

Schwachen zu beschützen, den Unschuldigen zu befreyen, den Frevler zu bestrafen. Das Bewußtseyn, ein gutes Beyspiel zu seyn, ist eine große Glückseligkeit; überdieß legt man dadurch dem Zeitalter, worinnen man lebt, die größte Verbindlichkeit auf. Der Umgang mit dem Stolzen, schwellt auf: eine wollüstige Gesellschaft macht wollüstig: und der Weg, einen Menschen vor Gottlosigkeit in Sicherheit zu setzen, ist, ihn vor den Beyspielen derselben zu bewahren: es ist schon viel, ihnen uns zu nähern, noch mehr aber, sie in uns zu haben. Böse Exempel, Wohlleben und Ruhe sind ohne Zweifel große Sittenverderber. Ein großer felsigter Grund härtet den Huf der Pferde: der Bewohner der Gebürge macht den besten Soldaten, der Bergmann den besten Ingenieur, und eine strenge Zucht macht die Seele fest. Bey übermäßigem Glücke und Unglücke laßt uns allezeit zu großen Beyspielen unsere Zuflucht nehmen, die beides verachtet haben. Sie sind die besten Lehrer, die durch ihr Leben lehren

ren und ihre Worte durch Handlungen beweisen.

So wie eine üble Luft leicht einer guten Gesundheit schädlich seyn kann, so können böse Beyspiele einem guten Manne gefährlich seyn. Ja, es giebt Oerter, die eine Art von Freyheitsbrief haben, lüderlich zu seyn, und wo Schwelgerey und Geilheit gleichsam gesetzmäßig verübt werden: denn große Beyspiele geben der Bosheit Ansehen und Entschuldigung. Diese Menschen sind unsern Sitten äußerst gefährlich und müssen vermieden werden.

Nichts bringt den Menschen leicht auf bessere Gedanken, oder bringt ihn schneller wieder zurück, wann er vom rechten Wege abweicht, als ein guter Gefährte. Denn das Beyspiel hat die Kraft einer Lehre und neigt das Herz zur Güte, indem es dasselbe rührt. Es entzückt uns schon, wann wir einen weisen Mann oft sehen und hören, und wie lehrreich ist erst sein Umgang selbst: man findet sich dann eben so gerührt, als ob man einen heiligen Ort beträte. Mir ist mehr daran

gele-

gelegen, mit wem ich esse und trinke, als was ich esse und trinke: denn ohne einen Freund ist mir der Tisch eine bloße Krippe. Schreiben ist gut, aber der persönliche Umgang, die mündliche Unterredung weit besser: denn die Menschen trauen ihren Ohren mehr und lassen das Beyspiel mehr Eindruck auf sich machen, als schriftlichen Unterricht.

Es ist uns allen natürlich, Gesellschaft zu lieben: doch sollten wir wohl merken, daß, ie mehr Bekanntschaft, desto mehr Gefahr wir haben. Es ist kaum unter hunderten ein Mensch, der sich selbst sich ganz allein anvertrauen kann. Kann uns die Gesellschaft nicht ändern, so kann sie uns doch hindern, und derjenige, der immer auf seinem Wege stehn bleibt, verliert einen großen Theil seines kurzen Lebens, und macht es durch seinen Unbestand mithin noch kürzer. Ein reicher Nachbar erweckt Neid und ein zänkischer Gefährte üble Laune, so bald er nur erscheint. Der sicherste Weg ist, sich nicht zu sehr in Gesellschaft zu zerstreuen und

bloß

bloß sich denen zuzugesellen, die uns bessern, so wie wir sie.

Diese Beziehungen sind wechselseitig: denn indem wir lehren, lernen wir. Ich gestehe es aufrichtig, daß ich mich nie einer großen Gesellschaft sicher anvertraue: Denn nie komme ich wieder als derselbige Mann nach Hause, der ich war, als ich fortgieng: es ist allezeit wieder Etwas in Unordnung gerathen, das vorher ordentlich war: irgend eine Leidenschaft, die ich unterdrückt hatte, hebt wieder ihr Haupt empor: und es geht mit unsern Seelen gerade, wie mit unsern Körpern nach einer langwierigen Krankheit, wo wir so zärtlich sind, daß die geringste Luft uns wieder einen Rückfall zuzieht. Ists aber wohl Wunder, wenn eine zahlreiche Gesellschaft gefährlich ist, wo jeder einzelne Mensch durch seine Worte, Beyspiel und Betragen einen Eindruck auf uns machen, oder durch eine Art von Seuche uns unvermerkt mit einem oder dem andern Laster anstecken kann? Je größer die Menge, desto gefährlicher. Hauptsächlich hüte

hüte man sich vor öffentlichen Schauplätzen, wo sich das Verderbniß der Sitten unter der Maske des Vergnügens einschleichet: man vermeide Schauspiele der Grausamkeit und des Blutvergießens: man fliehe diejenigen, die immer heulen und wehklagen: sie können es ehrlich meynen, aber sie stören den Frieden. Man giebt Leuten, die niedergeschlagen oder furchtsam sind, aus Liebe für sie, einen Aufseher, damit sie nicht Unglück stiften, wann sie alleine sind; so auch hauptsächlich den Unvorsichtigen, die durch Befriedigung ihrer Begierden, oder Anschläge, die sie machen, sich selbst oder andern Unglück zuziehen.

Almeria war ein junges Frauenzimmer von großem Vermögen und großer Schönheit: was ihre Reizungen aber noch mehr erhob, war ihre ausnehmende Empfindsamkeit. Sie hatte eine große Anzahl Verehrer. Allein, obgleich viele von ihnen reich und vornehm waren: so war doch ihre Gesellschaft ihrer nicht würdig, statt sie also in ihrem Gesuche zu ermuntern, vermied sie dieselbigen,

viel-

vielmehr mit Verachtung. Alonzo, ein junger Mensch von einem guten Hause, aber arm, erhob auch seine Wünsche zu ihr. Seine Gedanken und seine Worte stimmten mit den ihrigen überein, da beide eine Seele zu haben schienen. Aber, wie sollte sie einen jungen Mitwerber, der so weit unter den übrigen war, vorziehen? und doch entschloß sie sich. Sie sagte zu jenen, ihr Herz sey vergeben und sie sollten sie nicht länger beunruhigen, verließ die große Welt, und gab ihre Hand dem Alonzo mit diesen Worten: „Ich will mein Herz lieber einem armen Manne geben, der mir durch seinen Umgang das Leben zu versüßen weiß, als einem thörichten und eiteln, der mit Reichthum beladen ist und mir es verbittert.“

IV.

# Ueber den guten Namen.

Der reinste Schatz, den uns dieß irrdische Leben gewähren kann, ist ein unbefleckter, guter Name.

Shakespear.

Jeder Umstand in menschlichem Leben giebt uns entweder Anlaß zum Dank oder zur Reue: denn der Schritt, den wir thun, ist entweder glücklich oder unglücklich. Aber auf beide Fälle ist uns ein guter Name unentbehrlich: er wird unsere Klugheit bey dem ersten unterstützen, und bey dem andern unsere Schutzwehre seyn. Der gute Name ist uns zu einem glücklichen Leben so nothwendig, als die Wärme der Sonne zum Wachsthum in der Natur. Ohne ihn würde uns das Leben zur Last seyn und viele, ich glaube es gewiß, würden lieber ihr Leben verlieren wollen, als wünschen, unter den

Vorwürfen, die sie selbst über sich gebracht, verachtet zu werden. Ein Mann mit einem guten Namen, ob er auch arm ist, verdient einem Reichen weit vorgezogen zu werden, der dessen beraubt ist.

Es ist also eine der ersten und wichtigsten Pflicht darnach zu streben, da man ohne ihn nicht glücklich seyn kann: und kömmt Unglück, so ist er unser bester Freund. Wer ihn verliert, verliert sein Brod, ist von jedermann verschmäht, und wird seinen Verlust nicht leicht wieder ersetzen können.

Der gute Name ist einem Stücke weißen Papiere gleich. Ist es einmal schmutzig, so bringt man es nie wieder zu seiner ersten Reinigkeit: immer bleiben die Flecken sichtbar und keine Zeit verbirgt sie. Ihn zu erhalten, muß ein Mensch sich mit der äussersten Vorsicht und Rechtschaffenheit betragen. Hat er Ansehen und Ehre, so werden tausend kleine Seelen vor Neid bersten, ihn über sich erhoben zu sehen, und alles thun, durch ihren vergifteten Odem seine Ehre zu ver-

dunkeln und seinen guten Namen zu beflecken. Worte und Handlungen werden leicht von einer falschen Seite vorgestellt, und einem bösen Herzen fehlt es niemals an Anlaß zur Verläumdung.

Ein guter Name ist das sicherste Mittel zu einem guten Fortgange in allen unsern Unternehmungen, so weit es nur die Ungewißheit irrdischer Dinge zuläßt. Es giebt zwar Menschen, die durch ein besondres Glück in der Welt fort, und zu Ehren kommen, ob gleich jedermann weiß wer sie sind, und von ihnen übel denkt und spricht: da hingegen andere bey einer allgemeinen Achtung und Empfehlung immer in ihren Versuchen und Entwürfen zurückbleiben. Dieß sind aber nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, und man muß jene immer erst am Ende ihrer Laufbahn erwarten: ein kleiner Unglücksfall! und sie stürzen so tief, daß sie sich leicht niemals wieder erheben.

Ferner wird ein guter Name mit weniger Mühe und Unruhe erhalten, als jedes andere schätzbare Gut. Die körper-

lichen

lichen Vorzüge sind so wenig in unserer Macht, als ein Genie zu Künsten, Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Eine Fertigkeit in der Religion und allen christlichen Tugenden kostet uns manchen Kampf, manchen Sieg über die Leidenschaft. Gelehrsamkeit und Kenntniß werden nicht eher, als nach einem langen, anhaltenden Fleis selbst von denjenigen erhalten, die die Fähigkeit dazu besitzen: aber ein guter Name wird durch eine kleine Sorgfalt in unserer Wahl erhalten, wann wir zwo Handlungen vor uns haben, die gemeiniglich beide gleich leicht und thulich sind.

Es kostet nicht mehr Mühe, ordentlich, fleißig, höflich, leutselig und herablassend, als das Gegentheil zu seyn, sobald man es darinnen zur Fertigkeit gebracht: und doch kömmt so viel auf diese so leicht zu erhaltende Vorzüge bey eines Menschen Charakter an.

Aufrichtigkeit und Pünktlichkeit sind die beiden Eigenschaften, die unserm guten Namen einen großen Glanz geben.

Sollte es uns bisweilen ja einige Mühe kosten, die Versuchungen zu überwinden, die sich dabey ereignen können, so ist die Belohnung gewiß dieser kleinen Mühe werth.

Junge Leute haben wegen ihrer Unüberlegsamkeit und Unerfahrenheit ganz falsche Begriffe von der Ehre. Viele bekümmern sich gar nicht um sie, und andere machen sich eine verkehrte Vorstellung, und suchen eine Ehre darinn, wenn sie gegen Alles, was Ernsthaft und Wohlanständig ist, Verachtung bezeigen; und wenn sie ja Etwas thun, so ist es, daß sie sich einige nützliche und glänzende Eigenschaften zu erwerben suchen, dieß für den guten Namen halten, und unter ihrem Schutze thun zu können glauben, was sie nur wollen.

Ein guter Name und ein großer Name sind zwey verschiedene Dinge und werden oft von verschiedenen Personen besessen. Ja es ist so gar selten, sie beysammen zu finden.

Den letzten verschaffen Talente und Geschicklichkeiten, die über die gewöhnlichen erhaben sind. Diejenigen, die sie besitzen, oder zu besitzen glauben, streben immer nach diesem. Der erste ist oft noch mehr der Antheil solcher, die mittelmäßigere Fähigkeiten haben. Der geringste Mensch kann ihn erhalten, da er bloß aus einem, dem Stande, worinnen jeder gesetzt ist, angemeßnen Betragen herfließt.

Ein großer Name ist weniger wünschenswerth, als ein guter, eben so wie ein hoher Stand der güldnen Mittelmässigkeit allezeit nachzusetzen ist. Einen großen Namen beyzubehalten, erfodert eine unabläßige Arbeit und Aufmerksamkeit und das Vergnügen, das daraus entstehen kann, wird nur zu oft durch mancherley Umstände verbittert. Die Furcht vor Nebenbuhlern ist stets damit begleitet: und wie leicht geräth man in Versuchung, diejenigen zu unterdrücken, die Fähigkeiten besitzen, es uns gleich zu thun, oder sich über uns zu erheben.

Rochefaucault in seinen Maximen sagt: „Wir sollten uns äusserst bemühen, durch Rechtthun einen guten Namen zu erwerben, und wann wir uns dieser Mühe unterzogen haben, wegen des glücklichen Erfolgs nicht zu ängstlich seyn."

Ein jeder muß ganz besonders für seinen eignen guten Namen sorgen und ihn daher auch nicht eines andern wegen aufs Spiel setzen. Als man, wie Plutarch erzählet, in Philipp, den König von Macedonien, einstens drang, einer Person beyzustehen, deren guter Namen durch das Urtheil, das wider sie sollte gesprochen werden, ganz verloren gehen würde, sagte er: „Ich will lieber, daß er seine Ehre verlieret, als daß ich die meinige verlieren soll."

Endlich muß man sich wohl hüten, einem andern die Gewalt einzuräumen, daß er uns um unsern guten Namen bringen kann. Man behalte seine Geheimnisse für sich, und sey rechtschaffen in dem guten Rath, den man andern giebt, so wird man dieß schätzbare Gut erhalten

ten, und unser Leben wird, so lange man lebt, glücklich seyn. Ich schließe mit den schönen Zeilen aus einem Trauerspiele des Sir Walter Raleigh.

„O guter Name! theurer als das Leben! Du kostbarer, geliebter Balsam, so süß vom Geruch, dessen herzstärkende Tropfen, wenn sie einmal eine unbesonnene Hand verschüttet, nicht des Besitzers Arbeit, nicht die reuige Mühe des grausamen Verderbers wieder sammeln und ihnen ihre erste Reinigkeit und eigenthümlichen Wohlgeruch wieder geben kann.“

# V.

# Ueber die Selbsterkänntniß.

Kenne dich selbst — das eigenthümliche Studium des menschlichen Geschlechts ist der Mensch.

Kenne dich selbst, ist eine Lehre, die einige einem Orakel, andere dem Chilo von Lacedämon zugeschrieben haben: und es ist nach einer allgemeinen Meynung eine der größten Vorschriften der Alten.

Wann ein Mensch sich mit entfernten und unnöthigen Gegenständen beschäfftiget, und seine Zeit mit Untersuchung unauflöslicher Fragen oder solcher verdirbt, die für die Glückseligkeit des Lebens von keinem Nutzen sind: wann er seinen Fleis bloß mit Berechnungen der Schwere der Erde verschwendet, oder Systeme von Welten außer den Gränzen seines Teleskops ordnet, so kann man ihn von seiner ausschweifenden Wanderung durch dieß Gebot sehr wohl zurückerufen, und ihm zu

Gemü-

Gemüthe führen, daß ihm noch etwas näher liege, welches für ihn noch wichtiger ist, und von dem ihn seine bisherige Bemühung, die doch weiter nichts als ein wenig Eitelkeit oder Neugier zur Absicht hatte, ganz abgezogen.

Die Selbsterkänntniß zeigt uns was wir sind und thun, oder seyn und thun sollen, um hier zufrieden und nützlich, und dort ewig glücklich zu seyn.

Ein Mann, der einen Charakter annimmt, oder nach einem Posten strebt, für den er nicht gemacht ist, verräth Unverstand. Würde er sich wohl einer allgemeinen und gerechten Verachtung aussetzen, wenn er sich selbst kennen gelernet? Warum wollen so viele Menschen für Etwas gehalten seyn, da sie doch Nichts sind? Warum suchen sie in Dingen einen Vorzug, die nicht für sie gemacht sind, indessen daß sie diejenigen verabsäumen, wo sie wirklich vortrefflich seyn könnten? Warum arbeiten sie den Absichten der Natur und der Vorsehung entgegen, daß sie gerade das seyn wollen, was sie nicht

sind?

sind? Gewiß aus keiner andern Ursache, als weil sie sich selbst nicht kennen, nicht den Stand des Lebens, den sie einnehmen sollten, noch den Charakter und die Rollen, die ihnen angemessen sind und die sie mit Anstand behaupten würden.

„Das menschliche Leben,“ sagt ein vortrefflicher moralischer Schriftsteller unter den Heiden, „ist ein Schauspiel, wo die Menschen die Schauspieler sind, denen der Aufseher der Bühne, der hinter der Scene steht und Achtung giebt, wie ein jeder spielet, ihre verschiedenen Rollen zugetheilet hat. Manche haben eine kleine, andere eine lange Rolle: diese eine niedrige, jene eine höhere. Nicht derjenige, der die höchste und glänzendste Rolle spielt, verdient den größten Beyfall; sondern der die seinige am besten spielt, es sey welche es wolle. Uns kömmt es also zu, unsere eigenthümlichen Rollen wohl zu spielen: aber die Wahl, welche Rollen es seyn sollen, dafür sorgt Gott.“ — Kein Mensch aber kann die seinige gut spielen, wenn er nicht aufmerksam darauf ist,

nicht weiß, was dazu gehört: vielweniger, wenn er eine fremde spielen will, die ihm die Natur nicht angewiesen: und nichts als wenige Kenntniß seiner Selbst kann einen Mann verleiten, außer seinem Charakter handeln zu wollen.

Sehr oft pflegen diejenigen, die in einem Dinge vortrefflich sind, sich einzubilden, daß sie es in allen sind: und unzufrieden mit dem Lobe, das ihnen jeder zugesteht, ringen sie nach dem, das ihnen nicht zugehöret. Warum wünscht denn ein guter Redner, auch gerade für einen guten Dichter, ein berühmter Gottesgelehrter für einen großen Staatsmann, ein geübter Staatsmann für einen tiefsinnigen Weltweisen, ein geschickter Künstler für einen Gelehrten, ein Gelehrter für einen Witzling gehalten zu werden? Es ist eine Schwachheit, die aus Mangel der Selbsterkänntniß fließt und der oft die größten Männer unterworfen sind. Die Natur bildet sehr selten ein allgemeines Genie, sondern theilt ihre Güter in dem gegenwärtigen Zustande mit sparsamer

mer Hand aus. Viele geschickte Männer haben dadurch ihrem wohl verdienten Ruhme geschadet.

Auch der Weise hat seine Schwachheiten so gut als der Thor: nur mit dem Unterschiede, daß jener sie kennet und vor der Welt zu verbergen weiß: der andere aber sie der Welt bekannt machet und vor sich selbst verbirgt. Der weise Mann bemerket diese Gebrechen an sich, da sie die andern nicht wahrnehmen können: aber der Thor ist für die seinigen blind, ob sie gleich jedermann ins Auge fallen. Diese Selbsterkänntniß machet auch daher den Unterschied zwischen einem Weisen und einem Thoren im moralischen Sinne der Welt. Wenn du dich selbst kennen willst, mußt du diesen Punkt wohl prüfen. Sieh, in welcher Gesellschaft du am leichtesten den Besitz und die Herrschaft über dich selbst zu verlieren pflegst: welche Veranlassungen dich am ersten eitel, unvorsichtig, hitzig und übereilt machen. Fliehe diese Gesellschaft, vermeide diese Gelegenheit, wenn du dein Gewissen rein erhalten

ten willst. Was raubt dir deine Zeit und deine Gleichmüthigkeit? Ist dir daran gelegen, die eine wohl anzuwenden und die andere beyzubehalten, so wirst du den Verlust der ersten bedauern, und den Gelegenheiten dazu so sorgfältig auszuweichen suchen, als du eine Straße umgehen würdest, die mit Räubern besetzt wäre.

Es ist eine gemeine Anmerkung, daß wir dieses Leben mit einem so armseligen Vorrathe von Erkänntniß antreten, unter so manchen Resten von Aberglauben und Unwissenheit, unter so manchem Einflusse der Gesellschaft und der Mode, unter so vielen Täuschungen der Wollust und des Vergnügens aufwachsen, daß es kein Wunder ist, wenn die Menschen sich bloß auf Eine Weise zu denken gewöhnen; daß diese Gewohnheit fest und unbiegsam wird, und ihre Seelen so mit Vorurtheilen überzogen werden, daß kaum ein Strahl der Wahrheit und der Vernunft durchdringen kann.

Das menschliche Herz läßt sich sehr leicht für oder wider gewisse Personen, so-

wohl

wohl als für und wider gewisse Meynungen einnehmen: und so wie das Vorurtheil einen Menschen verleiten kann, widersinnisch in Absicht der letzten zu reden, eben so wird es ihn auch verführen in Ansehung des ersten unbillig zu handeln. Z. B. Warum haben wir für gewisse Personen mehr herzliche Zuneigung, als für andere? Kömmt es von einer Uebereinstimmung unseres Geschmacks und unserer Gemüthsart? oder ist Etwas in ihrem Betragen, das unserer Eitelkeit schmeichelt? oder in ihrer Laune, das uns reizt? oder in ihrem Gespräch, wodurch wir unsere Känntnisse bereichern? oder besitzen sie eine sanfte Gemüthsart und gefällige Sitten? oder lieben wir sie wegen empfangener oder zu erwartender Wohlthaten? oder wegen Nichts von allen diesen, sondern weil wir selbst nicht wissen warum? Solche Untersuchungen werden uns zeigen, ob unsere Hochachtung und Liebe rechter Art, oder ob sie eine bloße blinde Neigung, oder Vorurtheil, oder noch was Aergers ist. Und

so auch auf der andern Seite in Ansehung der Abneigung, die wir für sie haben.

Scheine niemals mehr oder weniger Kånntnisse zu haben, als du wirklich hast: denn es ist etwas sehr gemeines, daß gewisse Leute die Miene annehmen, mehr zu wissen, als sie wissen und sich in allen Gesellschaften bemühen, die übrigen zu verdunkeln: aber wann man sie nur ein paarmal gesehen, so sind sie ausgetrocknet, und man sieht den Boden weit eher, als man anfänglich glaubte. Es giebt noch andre, die, um zu zeigen, daß sie weit tiefere Einsichten und größern Scharfsinn haben, als andere, eine gänzliche Ungewißheit in den Wissenschaften behaupten. Doch ich will dir einige Regeln der Aufmerksamkeit vorschlagen, deren Beobachtung dir bey der Selbsterkånntniß gute Dienste leisten kann. Erstlich gieb wohl auf das Acht, was deine Feinde von dir halten. Freunde schmeicheln uns so gut, als unsre eignen Herzen: entweder sehen sie unsre Fehler nicht, oder sie verheelen sie vor uns, oder sie su-

chen sie durch ihre Verstellungen so zu verkleinern, daß wir sie unserer Aufmerksamkeit kaum werth halten. Ein Feind hingegen zeigt uns immer die wahre Farbe von unserer Gemüthsart. Der Freund übertreibt unsere Tugend, der Feind unsere Fehler. Ein weiser Mann hört beide, und bemüht sich jenes Lob zu verdienen, und den Tadel des andern durch die Verringerung derselben zu entgehen. Plutarch in seinem Versuche über den Vortheil, den wir von unsern Feinden erhalten, sagt: „Durch die Vorwürfe, die sie uns machen, sehen wir unsere schlimmste Seite von uns: und manche Flecken und Fehler in unserm Leben und Betragen werden uns sichtbar, die wir ohne Hülfe solcher übelgesinnten Erinnerer nicht bemerken würden.“ Gleicherweise sollten wir untersuchen, in wie weit wir das Lob und den Beyfall verdienen, den uns die Welt giebt? ob die Handlungen, die sie an uns rühmen, aus lobenswürdigen und tugendhaften Bewegungsgründen floßen, und wie viel wir

von

von den guten Eigenschaften besitzen, die uns von unsern Freunden Beyfall erwarben. Ein solches Nachdenken ist durchaus nöthig, wenn wir wissen wollen, in wiefern wir geschickt sind, uns nach der Meynung anderer zu schätzen oder zu verdammen und das Urtheil unserer eignen Herzen dem Urtheile der Welt aufzuopfern. Und damit wir uns nicht in einem Punkte von so großer Wichtigkeit selbst betrügen, sollten wir niemals den Tugenden, die wir zu besitzen glauben, und die doch zweydeutig sind, einen zu großen Werth beylegen. Dergleichen sind alle diejenigen, in denen andere von uns abweichen, die so weise und gut, als wir selbst sind. In den Dingen also, wo es nicht unmöglich ist, daß wir uns selbst betrügen können, sollten wir mit der größten Behutsamkeit und Vorsicht verfahren. Gleicherweise sollten wir auf die Handlungen sehr aufmerksam seyn, die aus unserm Temperamente, aus Lieblingsleidenschaften, aus einer besondern Erziehung, oder aus irgend einer andern

Ursache fließen, die mit irrdischen Absichten und Vortheilen verbunden sind. In diesen und gleichen Fällen, wird eines Mannes Urtheil leicht schief, und es hängt sich an die Seele ein falsches Gewichte. Dieß sind die Thüren der Vorurtheile, die unbewahrten Zugänge zu unsern Herzen, durch die sich tausend Irrthümer und geheime Fehler unbemerkt und ungesehen einschleichen.

## VI.

## Ueber die Menschenliebe.

Wie wenig suchen, wie du, den Unglücklichen auf, und üben die Pflichten der Menschenliebe im ganzen Umfange aus.

Das Elend unserer Nebengeschöpfe erweckt bey dem fühlenden Theile der Menschen ein natürliches Mitleid. Eine edle Seele freut sich, dem Unglücke anderer abzuhelfen, und läßt keine Gelegenheit

heit vorbey, seine Menschenliebe zu äussern. Durch Menschenliebe versteht man den Antheil, den man an den Schicksalen der menschlichen Gattung überhaupt nimmt; aus der einzigen Ursache, weil sie Menschen, wie wir sind, ohne eben durch die Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden zu seyn.

Ja, Menschen zu lieben, und sich gütig gegen sie zu betragen, bloß deswegen weil sie Menschen sind, das ist Menschenliebe. Diese Empfindung, wenn sie unser ganzes Herz einnimmt, versichert uns aller übrigen geselligen Tugenden, und ist uns Bürge, daß wir sie alle besitzen. Wer denjenigen liebt, der in jeder Betrachtung für ihn ein Fremdling ist, bloß darum, weil er ein Mensch ist, wird ganz gewiß auch den lieben, an dem er noch durch festere Bande verknüpft ist, und der zu den Eigenschaften eines Menschen noch den Charakter eines Freundes, Verwandten, oder Landsmanns hinzuthut.

Die Menschlichkeit ist in Absicht der übrigen geselligen Tugenden, was die

erste Grundlage der Farbe bey einem Gemälde ist: es ist der Grund, auf den alle verschiedene Arten der Liebe und der Freundschaft können gemalt werden. Wem es an Menschenliebe fehlet, wird ein schlimmer Vater, ein schlimmer Ehemann, ein schlimmer Freund seyn.

Die Empfindungen der Menschenliebe, zeigt sich auf zweyerley Art, entweder durch wirkliche Dienstleistungen, oder durch bloße Bezeigungen des Wohlwollens.

Welch eine Glückseligkeit für einen Menschenfreund, wenn er wirklich jemanden aus dem Elende entrissen hat. Das Vergnügen, das ihm daraus zufließt, übersteigt alle Unruhe, allen Aufwand, den es ihm gekostet hat und ganz gewiß, kann er auf den Fall eines gleichen Unglücks, auch auf gleiche Hülfe rechnen. Das Mitleid ist eine Schuld, die jedes menschliche Geschöpfe dem andern abzutragen verbunden ist: eine Schuld, von dem uns keine Verschiedenheit der Sekten und Partheyen, kein Verdacht des Charakters,

rakters, kein Undank, kein Haß, keine Grausamkeit, lossprechen kann. Sehen wir, daß ein Mensch unsers Beystandes bedarf, und fragen erst, wo er her, von was für einer Religion er ist, von welcher Parthey er seyn könnte? das verräth die verachtungswürdigste Schwachheit und Bigotterie: ihm aber vollends unsere liebreiche Hülfe zu versagen, ihm mit der geringsten Gleichgültigkeit und Verachtung zu begegnen, weil er gerade von einer andern Religion ist, oder zu einer andern Gesellschaft gehöret, ist unverantwortliche Unmenschlichkeit.

Wer die Thräne des Mitleids zurückhalten, oder mit den Pflichten der Liebe zögern kann, bis er sich erst über solche Kleinigkeiten eine Genüge gethan, hat ein sehr enges, kaltes, unfühlendes Herz, das keiner Religion oder Sekte, sie sey, welche sie wolle, Ehre macht. Der Gegenstand, der meines Beystands bedarf, sey Türke, Heide oder Jude, oder der wildeste Barbar: was geht mich seine Religion, oder sein Land an? Genug, ich

sehe, er verdient mein Mitleid und bedarf meine Hülfe. Er mag so gar eine Person von einem schlechten Charakter seyn, mich selbst höchlich beleidiget haben, ist er deswegen weniger mein Bruder, oder bedarf er meiner Güte weniger? Sehe ich ihn in Gefahr, so ist es itzt nicht Zeit, an seine Fehler zu denken und ihm Vorwürfe zu machen: ja, ie unwürdiger er meiner Freundschaft ist, ie größer seine Beleidigungen gegen mich sind, desto herrlicher ist die Gelegenheit, ihm mein uneigennütziges Wohlwollen, und meine Bereitwilligkeit zu vergeben zu zeigen.

Das Mitleid ist eine Pflanze, die im menschlichen Herzen, als ihrem natürlichen Boden aufwächst. Die Dünste des Aberglaubens und der Vorurtheile können sie tödten: das Unkraut des Stolzes und Geizes können umher aufschießen, und ihren Wachsthum hindern: aber unmöglich ganz ausreißen oder vernichten. Sie scheint uns von unserm Schöpfer zu den weisesten und wohlthätigsten Absichten eingepflanzt zu seyn; unsere Absichten und Begier-

gierden über die Gränzen unsers kleinen Eigennutzes zu erheben: in uns den gehörigen Grad von Aufmerksamkeit für die Wohlfarth anderer hervor zu bringen und uns das feinste und göttlichste Vergnügen zu gewähren. Mit den Weinenden zu weinen ist für die edle Seele keine geringere Wollust, als sich mit den Freuenden zu freuen. Wer ein wahrhaft zärtliches Herz besitzt, und einen warmen Antheil an den Leiden anderer nimmt, fühlet ein solches Glück in der Ausübung dieser Neigungen so sehr, daß er mit Mitleid und Verachtung auf diejenigen sieht, die sich ganz in sich selbst und ihre eignen Geschäffte hüllen, und deren Seelen den süßen Eindrücken des Wohlwollens und Mitleids verschlossen sind.

„Alexander der Große hatte die Gewohnheit, sich von den gefangenen Weibern, die er mit sich führte, Gesänge nach der Weise ihres Vaterlands vorsingen zu lassen. Er bemerkte einst unter diesen eine, die eine weit tiefere Betrübniß verrieth, als die übrigen, und durch eine bescheidene und edle Verwirrung einen großen Widerwil-

len verrieth, öffentlich zu erscheinen. Sie besaß die vollkommne Schönheit, die durch ihre Schamhaftigkeit sehr erhöhet wurde, indem sie ihre Augen niederschlug und alles that, was sie konnte, ihr Gesichte zu verbergen. Der König merkte bald aus ihrem Anstande und ihrer Miene, daß sie von keiner geringen Herkunft seyn müsse. Da er sie darüber befragte, antwortete sie, daß sie eine Enkelinn des Oktius sey, der nicht lange zuvor den persischen Zepter geführet habe, und seines Sohnes Tochter sey: daß sie endlich den Hystaspes, einen Verwandten des Darius und großen Feldherrn, geheirathet. Alexander, von Mitleid gerührt, als er das unglückliche Schicksal einer Prinzessinn aus königlichem Geblüte hörte, und den traurigen Zustand sah, in den sie gerathen, setzte sie nicht nur sogleich in Freyheit, sondern gab ihr auch alle ihre Besitzungen wieder und ließ ihren Gemahl aufsuchen, um sie ihm zu überliefern."

Es ist unmöglich, nur die gemeinen Empfindungen der Menschenliebe zu haben

ben und nicht von dem Jammer des Unglücklichen gerührt zu werden, zumal wenn er sein Unglück nicht verdient hat. Eben das großmüthige Herz, das sich über das Glück anderer ohne Neid freuen kann, muß unausbleiblich sich des Elenden erbarmen und ihm zu helfen suchen. Alle Menschen sind so nahe zusammen verwandt, hängen so eines von dem andern ab, sind eben so denselben Schicksalen unterworfen, sind bloß durch so kleine, so zufällige Umstände in sich selbst von einander verschieden, daß selbst der größte, wenn er nachdenket, wer er ist, nicht leicht den niedrigsten verachten kann. In diesem oder jenem Lande geboren zu seyn, ein wenig früher oder später, auf diese oder jene Weise, von den oder jenen Aeltern, das sind meistens die Ursachen, warum einige blühend, reich und glücklich, andere arm, verachtet und elend sind. Diese Betrachtungen, wenn sie wohl erwogen würden, müßten den Stolz des Glücklichen von Grundaus heilen, eine Leidenschaft, die an sich so verabscheuungswürdig

würdig ist und sich am allerwenigsten für den Zustand eines menschlichen Wesens schickt, das stets abhängig und Zufällen unterworfen ist: sie würden ihn ein allgemeines Wohlwollen einflößen, das der unterscheidende Charakter einer großen und edlen Seele ist.

Im Wohlthun ist etwas Göttliches: es gewähret eine Wollust, die über alles Sinnliche erhaben ist, und eigennützige kriechende Seelen sich nicht denken können. Glückseligkeit zu vertheilen, ein unglückliches Geschöpfe aus dem Staube zu erheben, und das Leben, das durch das Elend unerträglich war, zum Segen zu machen, muß gewiß ein Vergnügen verschaffen, das sonst nichts in der Welt geben kann, und ist unstreitig der Hauptvortheil des Reichthums und der Macht, indem sich der Besitzer derselben diese Freude oft verschaffen kann. Ist aber dem also, was sollen wir von denen halten, die sich das menschliche Unglück zum Spiel machen? von den wilden Seelen, die sich erst freuen, Geschöpfen das Leben

zu geben und sie alsdann dem größten Leiden des Mangels und Elends auszusetzen.

## VII.

## Ueber die Spielsucht.

Die Liebe zum Spiele ist das Aergste unter allen Uebeln. Mit unaufhörlichen Stürmen füllt sie die verfinsterte Seele; empört sich gegen den Himmel, verabsäumt die Baude des Blutes: vernichtet die Macht und den Willen Gutes zu thun: tödtet die Gesundheit, zerstöret die Ehre, stürzt in Unglück, und — was noch weit schrecklicher ist — entstellt dein Gesichte.

Young,

Es giebt kein so zweydeutiges, mit sich selbst uneiniges Geschöpfe, als den Menschen. Sein Betragen und seine Vernunft sind immer im Widerspruch: er handelt seiner Erkänntniß und Ueberzeugung zuwider, und beynahe jedes Wort, das

das er saget, ist ein Verdammungsurtheil seiner selbst. Stets klaget er über die Kürze des Lebens, wie wenig es zu den Geschäfften zureicht, die geschehen sollen, und doch verschleudert er sie, als ob er tausend Jahre zu leben, und Nichts zu thun hätte. — Wie wenig wird es zu nützlichen Absichten, entweder auf Verbesserung seines eignen Herzens oder zum Besten seiner Mitgeschöpfe verwandt? und wie viel geht entweder ganz mit Müßiggehen verloren, oder wird auf Dinge verschwendet, die Schaam, Angst und Reue zur Folge haben. Nicht wie man die Zeit nützen, sondern wie man ihrer los werden will, scheint unser Hauptstudium zu seyn: und wann die Seele, die ein so thätiges Wesen ist, laut nach Beschäfftigung schreyt, und sich nicht beruhigen will: so suchen wir durch kleine kindische Zerstreuungen, ihr Geschrey zu besänftigen, oder sie zu betäuben, anstatt daß wir durch sie aufgeweckt, sie zu dem Zwecke anwenden sollten, der unsere Aufmerksamkeit verdienet, auf Entdeckung

der Wahrheit und Verbesserung der menschlichen Natur. Die Liebe zum Spiele ist nicht nur in ihren Folgen verderblich, sondern ihrem Grundtriebe nach abscheulich: dieß ist ein niedriges und gieriges Verlangen nach dem, was andern zugehöret: sie verdirbt und tödtet in dem Herzen, das sie einnimmt, alle Empfindungen der Gerechtigkeit, Ehre, Menschenliebe und Wahrheit: und läßt an deren Stelle Betrug, Verstellung, nagenden Kummer und Neid ein. — Sie zernichtet alle gute Grundsätze in der Welt, und ein Mensch versinkt darinnen schnell, wie im Triebsande. Wie viele tausend hat es schon zu Grunde gerichtet? Aber du sagest, du kannst nicht ohne Spiel leben? Eitler Vorwand! Die niederträchtigste und heftigste Leidenschaft kann dieselbe Sprache führen. Würde man sich aber diese Entschuldigung von einem Räuber, Dieb und Mörder gefallen lassen? Ein Spiel, das keine Rücksicht auf das nimmt, was recht und gut ist, wo man nichts weniger zur Absicht hat, als

seinen Gegner gänzlich zu stürzen, wo uns der Gewinnst in eine ungestüme Freude, und der Verlust in Verzweiflung versetzt, wo man von Geiz entflammt sein eigen, seiner Frau und seiner Kinder ganzes Vermögen auf eine Karte oder einen Würfel setzt, kann dieß nur die geringste Entschuldigung zulassen? ist dieß ein Spiel, ohne das du nicht leben kannst? Und welche Folgen, wann man seines Vermögens gänzlich beraubt ist, wann Kleider und Möbeln in Spielgeld fortgegangen, und man seine Familie im Elende sieht. Kann ein rechtschaffner Mann wohl so Etwas nur denken? Ganz gewiß ist es nicht nur Thorheit, sondern sogar Gottlosigkeit, sich der Gefahr eines so großen Verlusts auszusetzen. Was das Unglück vermehret, ist die immerwährende Dauer desselbigen. Die Zeit, die jeden andern Kummer lindert, schärft diesen, und wann man in der Folge das Vermögen, wodurch man sich im Stande sah, glücklich und gemächlich zu leben, in andern Händen sieht, wann man die Stunden, die

man

man heiter und in Freuden zubringen könnte, in Mangel und Elend verseufzen muß. Gesetzt aber auch, ein Mann gewönne durch einen glücklichen Streich ein großes Vermögen, ist er sicher, daß er es nicht nächster Tage auf eben diese Art wieder verliert? Jedermann ist Glücks- und Unglücksfällen unterworfen und der Mann, der durch einen Glücksstreich reich werden will, kann eben so gut lebenslang durch ihn arm werden. Ein Vermögen, das man durch einen rechtschaffenen Fleiß nach und nach erwirbt, ist gewiß allezeit sicherer, als dasjenige, das uns ein Zufall des Spiels oder Glücks erwerben soll.

„Mira war die einzige Tochter eines Edelmanns, der seinem Vaterlande durch seinen Muth brav gedienet hatte. Da sein Vermögen für seine beiden Söhne nur hinreichend war, so erhielt Mira ihre Erziehung von einer Tante, die ihr in der Folge funfzigtausend Pfund hinterließ. Die alte Dame war an sich eine gute Frau: aber da sie sich nicht sonderlich zu

beschäfftigen wußte, führte sie, mit Popen zu reden, ein altes Kartenleben, und Mira, ihr Lieblingstöchterchen, war immer von der Parthie. Dieß brachte ihr eine frühzeitige Neigung für das Spiel bey, die sich erst unter den artigen Vorwand, die Gesellschaft unterhalten zu müssen, und ihr die Zeit zu vertreiben, einkleidete: aber als Mira über sich und ihr Vermögen Herr ward, bemächtigte sich diese Leidenschaft ihrer Seele so sehr, daß sie ohne Spiel nicht leben konnte, ob sie gleich sonst ein bescheidenes, mäßiges und kluges Frauenzimmer war. Ihr Gemahl, der einen ansehnlichen Posten bekleidet, wodurch er an den geheimsten Landesangelegenheiten Theil nimmt, liebt sie aufs äusserste, und Glück und Natur hat ihr Alles gegeben, wodurch sie ihn glücklich machen könnte. Inzwischen führte sie ihre Leidenschaft vor einiger Zeit in eine Spielgesellschaft, von der der Graf Erib ein Mitglied war: und sie verlor eines Abends fünfhundert Pfund. Die öftern Foderungen, die sie schon dießfalls an ihren

ren Mann gemacht hatte und die vielen feyerlichen Versprechungen, die sie ihm gethan, sie niemals zu erneuern, machten ihr es bitterer, als den Tod, ihn darum anzusprechen: inzwischen mußte das Geld geschafft werden, es mochte kosten, was es wolle. Der Graf ist in einem geheimen Verständnisse mit den Feinden des Vaterlands, die kein Geld sparen, Nachrichten von ihm zu erhalten. So unangenehm und widrig seine Person sonst ist, so machet ihn doch seine Bereitwilligkeit, keine Spielparthie auszuschlagen, und sein gespickter Beutel bey der Gesellschaft, die man gemeiniglich die beste nennt, allezeit willkommen, ob sie gleich wissen, daß er ein Verräther und Betrüger ist."

Der Graf, der eine große Erfahrung in den Anliegen dieser Art hat, merkte der liebenswürdigen Mira ihres, und hielt es schon der Mühe werth, sie davon zu befreyen. Er kam unter dem Vorwande zu ihr, mit ihr allein ein Picket zu spielen. Kaum hatte er die Karten in der Hand, so warf er sie plötzlich hin, und

 schwur,

schwur, er würde nicht weiter spielen, weil er sie nur um ihr Geld brächte; denn er sähe, daß sie nicht beym Spiele wäre, und gewiß etwas auf dem Herzen habe. Aber, sagte er, es geht mir nicht besser: ich bin verdammt unruhig: gleich wollte ich fünfhundert Pfund von ganzer Seele geben. — Mira war ihrer seits nicht weniger ungeduldig, zu wissen, was ihm fehle. Sie erfuhr endlich, daß er eine Wette mit dem Lord Mattadore auf eine gewisse Bestimmung von großer Wichtigkeit gewinnen könnte, von der ihr Mann unterrichtet seyn mußte: aber er wußte nicht, welche Seite er nehmen, oder wie er sich des Gewinnsts versichern sollte. Mira hatte Verstand genug des Betrügers Absicht einzusehen: aber das kostbare Vergnügen, sich wieder an Spieltisch setzen zu können, erstickte in ihr jede Betrachtung der Pflicht, Liebe und Treue: sie gieng verschiedene mal nachdenkend die Stube auf und ab: aber der Kampf war bald vorüber und kurz, der Kauf ward geschlossen. Sie versprach dem Grafen

eine sichere Nachricht von der oberwähnten Bestimmung: und er machte ihr zur Vergeltung ein Geschenk mit den fünfhundert Pfunden.

Mira nahm nach ihrer Rückkehr eine ungewöhnliche Heiterkeit an, und, was ihrem Manne das größte Vergnügen machte, war, daß, da er einige Freunde zum Abendessen eingeladen, die Spieltische bald aufgehoben wurden und der übrige Theil des Abends in einer angenehmen Unterhaltung zugebracht wurde. Der unargwöhnische Mann legte sich zu Bette, und da er bald einschlief, machte sich Mira die Gelegenheit zu Nutze, aus seiner Schreibtafel, die in seinem Pulte lag, ein Papier abzuschreiben, welches alles und mehr enthielt, was der Graf zu wissen begehrte. Kaum war die Mittagsmahlzeit vorbey und ihr Mann ausgegangen, so setzte sie sich unter dem Vorwande nach St. Jamespark spazieren zu fahren, in einen Miethwagen und überbrachte an einem gewissen verabredeten Ort dem Grafen die willkommne Nachricht. Kaum

traute er seinem guten Glücke, als er das Papier las, und da er durch und durch ein Bösewicht ist, so beschloß er, seine Vertraulichkeit mit der schönen Unterhändlerinn durch eine noch zärtlichere Versicherung, als bloßes Geld zu versiegeln. Ob ihn nun gleich Mira verabscheute, so hatte doch die goldne Angel, die in ihren Augen spielte, und die sie den ganzen Trost ihrer Seele, dem Spieltische wiedergab, eine unwiderstehliche Wirkung. Sie stürzte sich, ihres Verbrecheus bewußt, in den Abgrund. Sie erhielt doppelten Sold für ihre Treulosigkeit, indessen daß ihre Spielsucht sie bald in Umstände versetzen wird, ihr Verbrechen zu erneuern und wenig Monate werden die wenigen Reste von Bescheidenheit und Empfindung vollends ersticken, die ihrer Schönheit Würde gaben, und ihre Vollkommenheiten liebenswürdig machten. So traurige Folgen hat das Spiel.

Eine andre junge, heitre, angenehme Dame, Dorinde, von einer reizenden Gestalt, und gemacht jedermann zu gefallen,

hätte

hatte ebenfalls das Unglück, sich das Gift einer unbedachtsamen Jugend, die Spielsucht berauschen zu lassen: sonst war sie von allen Fehlern frey. Aber welch ein Unglück, wann sie einmal nicht spielen konnte: da saß sie niedergeschlagen und beynahe voll Verzweiflung. Endlich fand sich ein grausamer Betrüger, der in allen Geheimnissen des Spiels erfahren war, ein Sohn des Mars mit einer eisernen Stirne, und einem Auge voller Unverschämtheit unter einer glänzenden Montour, aber dabey so schmeichlerisch kriechend, so sanft dem Scheine nach, daß es ihm leicht war, die Unschuld zu hintergehen: sie schien ihm der Mühe werth: und er griff sie mehr durch Mienirungen, als durch Gewalt an. Bald gewann er ihr Vertrauen: Nach dem gewöhnlichen Nonsense kamen die Karten aufs Tapet. Der Tisch wurde gesetzt. Der Kapitain hatte bald ihr ganzes Geld erobert. Sie konnte nicht aufhören, verlor immer fort, und zitterte vor Begierde, es wieder zu gewinnen. Endlich setzte sie ihr brillianten Halsband

 auf:

auf: es gieng fort: gern hätte sie die Uhr gerettet: aber sie gieng fort: ein Miniaturbild mit Diamanten — das kann man ja am ersten missen? Ohrengehänge, Armbänder — alles fort. Der ganze Schatz lag in seinem Hute und ihr war nichts mehr übrig, als ihre Ehre. Der schreckliche Feind handelt auch um die, bietet ihr den Tausch um seinen Gewinnst an, fällt vor ihr nieder, legt die Hand auf seine Brust, schwöret, daß er ohne sie nicht leben könne. Mit Scharlach färbt erst die Schaam ihr Gesichte: ihre Tugend empöret sich: aber giebt nach — giebt nach — er spottet ihrer Bedenklichkeiten — hält ihr den Hut mit ihrem Verluste vor und — siegt in ihrem Falle. So breitete eine schöne Bluhme ihre Reizungen im güldnen Sommerstrahle aus: sie war der Stolz des Gartens, wo sie wuchs, und unbefleckt in ihrer Blüte, bis sich ein schändlicher Wurm unter der Erde ihrer gesunden Wurzel nahte und sie zernagte. Die schönen Tinten ihrer Farben fiengen an

zu erbleichen, die Blätter welkten, ihr Haupt sank, und die Pflanze starb, ohne daß man die Ursache errieth.

Dem Verluste ihrer Tugend in ihrer Blüte folgte Schaam und Reue. Die Hoffnung aller irrdischen Freuden war dahin, und Wuth und Verzweiflung zerrütteten ihre Seele. Dorinde das liebe unglückliche Mädchen, ein früher Raub der Leidenschaft wollte sich vor den Stacheln des Gewissens, und vor den Ruthen des allgemeinen Aergernisses retten — und nahm Gift.

Ihr Schönen liebt Ihr euer Glück, flieht das Spiel, und seyd weise und tugendhaft.

# VIII.
# Ueber die falsche Anwendung der Talente.

Mit weiser Absicht drückte die Hand der Natur jeder Seele eine verschiedene Neigung ein und wies ihr bey der allgemeinen Arbeit sein eignes Geschäffte an.

Akenside.

Es giebt nur wenig Personen, die in dieser Sphäre des Lebens diejenige Rolle spielen, für die sie die Natur gebildet hat, und für die sich ihre Fähigkeiten und Neigungen schicken; eine Bemerkung, die schon seit langer Zeit gemacht worden und die richtig ist, wann wir sie auf die meisten Menschen anwenden. Wenn ich nur an einen großen Theil von meiner Bekanntschaft denke, so finde ich die meisten, durch den Charakter, den sie tragen, so metamorphisiret, als ob sie auf einer Maskerade in erborgten Kleidern umhergiengen.

Die Ursache mag herkommen, woher sie wolle, so hat es doch augenscheinlich einen unglücklichen Einfluß auf die Gesellschaft. Leute, die an den unrechten Stellen stehen, können unmöglich ihre Rolle so spielen, als in einer andern, die ihren Talenten und Kräften angemessen wäre. Ihre Geschicklichkeit bleibet ungenützt, und ihre Fähigkeiten, wenn sie nicht gehörig angewandt werden, sind von keinem Werthe. Es ist dasselbe, als wenn der Direktor eines Schauspiels, den Schauspielern, die in der Tragödie vortrefflich spielen, komische Rollen, und den besten komischen Schauspielern tragische geben wollte. Die Folge wird seyn, daß diese Personen, die in ihren eigenthümlichen Charakteren Ruhm und Beyfall erhalten würden, das Stück verderben und bey den Zuschauern Gelächter und Verdruß veranlassen werden.

Von mancherley Ursachen, die sich davon angeben ließen, ist keine, die so sehr ins Auge fällt, als die mißverstandenen Begriffe vieler Aeltern von ihren Kindern;

der

Der Stolz derselben und ihr Geiz. Die Partheylichkeit, die die meisten für ihre Kinder haben, ist so groß, daß sie glauben, diese sind zu allen fähig: daher fragen sie gar nicht, wie sie die Stelle behaupten werden, die sie ihnen auf die Zukunft bestimmen: sie müssen elende Gottesgelehrte und Rechtsgelehrte werden, da sie ihrem Vaterlande als rechtschaffene Künstler und Handwerker weit wichtigere Dienste geleistet hätten.

Dieser Stolz findet sich zumal oft bey Handwerksleuten. Sie sehen es für eine Entehrung an, daß ihre Kinder bey dem niedrigen Geschäffte bleiben sollen, das sie selbst treiben, und hoffen, daß sie auf sie mit der Zeit einen großen Glanz zurücke werfen sollen. So entstehen Kaufleute, die nicht den geringsten Verstand von den verwickelten Geschäfften der Handlung haben, sich geschwind einhandeln, und sich und andere betrügen, da sie einem geringen Gewerbe mit Ruhm vorstehen und Gott zu Ehren und sich und der Welt zum Nutzen leben würden. Ich habe einen

nen angesehenen Handwerksmann gekannt, der in seinen vier Söhnen die unglücklichen Folgen einer so übeln Anwendung ihrer natürlichen Fähigkeiten erlebt hat.

Er hatte ein ziemlich großes Vermögen erworben, und entschloß sich also, seinen Söhnen eine Lebensart zu wählen, wodurch die Dunkelheit ihrer Geburth in Vergessenheit möchte gebracht werden. Hierbey zog er nicht die Neigung derselben zu Rathe, sondern versorgte sie nach seinen Einfällen, und nach Beschaffenheit ihres Alters: nur in Ansehung des ältesten entschied ein Zufall. Der Alte spazierte einmal in Park und sah eine Compagnie Soldaten exerciren: dieß gefiel ihm sowohl, daß er sogleich den Entschluß faßte, der älteste sollte Dienste nehmen. Es geschah und er kaufte ihm eine Hauptmannstelle. Der junge Mensch war von einer sanften, stillen und furchtsamen Gemüthsart, liebte die Bücher, ein sitzendes Leben und war allem Geräusche und Lärmen feind. Der zweyte Sohn ward der

Kirche

Kirche gewidmet, aus keiner andern Ursache, als weil es ein geehrter Stand ist. Er aber war gerade das Gegentheil: ein Freund der Zerstreuung und des Tumults, ein Sklav seiner Leidenschaften und der schon in der Schule so viel Muth zeigte, daß kein Knabe war, der nicht eine blutige Nase oder ein blaues Auge von ihm aufzuweisen hatte. Er that sich hier schon eben so sehr durch Unwissenheit, als durch seine Plumpheit und Liebe zu Balgereyen hervor und hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor den Studiren und vor den Büchern. Der dritte ward ein Seidenkrämer, weil es seine Mutter für das netteste und reinlichste Gewerbe hielt. Dieser junge Mensch hatte mehr Fähigkeit, als alle seine Brüder, einen richtigen und gesunden Verstand, war kühn in seinen Unternehmen, edel in seiner Denkungsart, kurz er hatte alle Vorzüge des Geistes, ob er gleich häßlich von Person war. Er war kurz, dicke und plump, sehr von Pocken gezeichnet und hatte das Unglück gehabt, in seiner Kindheit

heit durch einen Fall Ein Auge zu verlieren. Der jüngste Sohn ward zu einem Kaufmanne gethan, der den größten Handel in der ganzen Stadt hatte. Er war von einem stumpfen Verstande und kleiner Gesinnungen, aber ein gewaltiger Schwätzer: sonst ganz artig von Person und wußte sich einzuschmeicheln. Dieß waren die Lebensarten, zu deren der schwache und eitle Vater seine unglücklichen Söhne bestimmte. Aber was war der Erfolg seiner Wahl, wo keine Stelle ihren Fähigkeiten angemessen war.

Der Soldat war nicht lange bey dem Regimente, als die andern seine Furchtsamkeit merkten, seiner spotteten, und ihn zu einem Zweykampf nöthigten. Der junge sanftmüthige Mann, dessen Herz eben so vor dem Tode bebte, als er sichs zum Gewissen machte, einen andern zu tödten, bezeigte sich dabey so ungeschickt, daß er selbst seinem Gegner in den Degen rannte, und von seines Vaters Unverstande ein Opfer ward. Der Geistliche, den seines Vaters Geld ein Amt verschafft, überließ sich seinen

nen ausschweifenden Neigungen so sehr, daß es vor dem Bischoff kam. Nachdem verschiedene ernstliche Verweise und öffentliche Bestrafungen nichts gefruchtet hatten, ward er dessen entsetzt. In der Tollheit lief er unter die Soldaten, und endigte, als Gemeiner unter mancherley Elend sein unglückliches Leben. Der Seidenkrämer hatte einen solchen Ekel vor der Kleinfügigkeit seines Geschäfftes: die öftern Fehler, die er dabey begieng, die Verachtung, die ihm die Damen, welche Waaren von ihm erhandeln wollten, wegen seiner unangenehmen Gestalt bezeigten, machten es ihm so verhaßt, daß er seinen Verdruß in der Weinflasche zu ersticken suchte, und es bald im Trinken zu einer solchen Fertigkeit brachte, daß er nie mehr nüchtern war. Der Kaufmann war in Kurzem fertig. Er hatte für das große Werk, das mit der äussersten Klugheit wollte geführet seyn, nicht Verstand genug, gerieth in Unordnung, die sich mit seinem Untergange endigte.

So war die Unbesonnenheit des Vaters der Kinder Verderben. Jeder von den jungen Leuten hatte Fähigkeiten: aber sie waren fruchtlos, weil man sie nicht gehörig zu brauchen wußte. Wäre der Soldat zur Kirche, und der Geistliche zum Degen bestimmt worden: der Kramer ein Kaufmann, und der Kaufmann ein Kramer geworden, so wäre vielleicht jedem geholfen und sie ein Trost ihres Vaters in seinem Alter gewesen: statt dessen brachten sie nichts als Gram über ihn und seine grauen Haare mit Kummer in das Grab.

Schon frühzeitig sollten Aeltern auf die Neigung ihrer Kinder Achtung geben: denn es gehöret Zeit und Aufmerksamkeit zu einer so wichtigen Sache. Sie müssen so viel als möglich, sich allen väterlichen Vorurtheilen entreißen, sonst werden sie die Fähigkeiten ihrer Kinder allezeit zu hoch berechnen. Sind sie von des Jünglings Fähigkeit, Neigung, und körperlichem Zustande vollkommen unterrichtet, dann ist es Zeit auf ein Ge-

schäffte zu denken, dem ihre Eigenschaften entsprechen. Wie viel Vortheile aber würden der Gesellschaft daraus erwachsen, wenn jede Person die Sphäre einnähme, zu der sie die Natur bestimmt hatte, darinnen ihre Kräfte äusserte und in dem allgemeinen Arbeitshause die ihnen angewiesenen Berufsgeschäffte zur Vollkommenheit brächte. Ein scharfsinniger Schriftsteller bemerkt, daß die wahre Stärke eines Staats nicht sowohl in der Menge als in der Brauchbarkeit seiner Unterthanen bestehe. Millionen Müssiggänger, oder, welches einerley ist, solche, denen die Natur für die ihnen angewiesenen Arbeiten die Talente versaget, sind der Gesellschaft, in der sie leben, weder Stärke noch Vortheil, sondern eine wahre Last, werden größtentheils Bettler und nähren sich von der Arbeit und dem Fleiß des bessern Theils der Einwohner, die ihre gehörige Stelle mit Ehren behaupten.

# IX.

## Ueber den Werth der Zeit.

Diese weite und feste Erde, diese strahlende Sonne, diese Himmel, durch die sie rollt, müssen alle ein Ende nehmen. Was ist denn der Mensch? der kleinste Theil des Nichts. Ein Tag begräbt den Tag, ein Monat den Monat, und ein Jahr das Jahr.

Young.

Es ist kein sterbliches Wesen von dem größten Monarchen an bis zum niedrigsten Bettler, der nicht seine Zeit als den kostbarsten Schatz ansehen sollte. Der reiche Mann kann den Werth seiner Länder und Güther nicht anders als nach der Zeit berechnen. Der Hofmann, der Staatsmann, ja so gar der Stutzer kennt den Werth derselben und die schöne Maria denkt so oft daran, als sie in Spiegel sieht. Der Geizhals rechnet seinen Wucher darnach und der Philosoph beschäfftiget

tiget sich bloß mit derselben theoretischen Genuß. Aber macht wohl jeder von ihnen den rechten Gebrauch davon, so daß er nicht wünschen sollte, noch einmal seine Lebenszeit zu durchlaufen, um seine Zeit besser zu nützen? Die Zeit zu tödten ist der große und einzige Zweck der artigen und galanten Welt: aber, sie überlegen nicht, daß da sie so undankbar sind, ihren besten Freund zu tödten, sie nach eben dem Maße Mörder ihrer Selbst sind. Andere, die nicht wissen, wie sie sie anwenden sollen, klagen über die Länge der Zeit, die für ihr Vergnügen zu langsam zu schleichen scheint. Ganz von dem Gegenstande erfüllt, den sie verfolgen, betrachten sie mit Widerwillen den Zwischenraum, der sie davon trennt. Wie viele wünschen, daß es schon morgen seyn möchte, und kömmt der morgende Tag, so bringen sie ihn mit eben so nichtsbedeutenden Kleinigkeiten zu, als den Tag vorher: es folgt wieder der nächste und das geht so in beständigen Umlauf, bis ihnen das Alter endlich die gerechten Klagen erpreßt,

daß

daß sie den kostbaren Schatz verschwendet, der ihnen unerschöpfliche Freude und Trost hätte gewähren können. Es kann kein größerer Irrthum seyn, der gleichwohl durchgängig herrscht, als daß künftige Tage uns den Trost gewähren werden, den uns der heutige nicht geben kann. Dadurch wird uns eben die Zeit überlästig und beschwerlich, die zwischen dem Perioden inne liegt, der uns das Glück mitbringen soll, das wir zuvor nicht erreichen konnten. Wir würden also, wenn es in unserer Gewalt stünde, ein Jahr nur auf wenig Stunden herabsetzen und dem Verdruß und der Ungeduld die fürchterlichen Zwischenräume aufopfern, die uns von dem erwarteten Augenblicke scheiden. Der Liebhaber, der seine Gebieterinn beym Caffee erwartet, sieht mit Eyfersucht auf die boshaften Sekunden, die ihm eben so viel Nebenbuhler und mißgünstige Hindernisse seiner Glückseligkeit scheinen. Ungeduldig, den Gegenstand seiner Wünsche zu sehen, läßt seine Seele keinen andern Gedanken, als sie zu, und

so vernichtet er den Rest seiner Existenz für die eingebildete Glückseligkeit einer kurzen Unterhaltung. Der geizige Spieler, dessen Ohr alles ein bloßes Mißgetön und Gekreische gegen den, von Würfeln rasselnden Becher ist, verflucht jeden Streich des Zeigers an der Uhr, der ihm nicht den Augenblick seines Verderbens ankündiget. Mit einem Worte, alle Leidenschaften, wenn wir ihnen die Zügel lassen, treiben uns nicht nur zu unserm Verderben, sondern zur Zerstörung unserer Existenz während der kurzen Zeit, die uns die Vorsehung angewiesen hat. Aber sollten wir nicht endlich bey dem vorgegebenen Philosophen den gehörigen und vernünftigen Gebrauch der Zeit finden? Ach! auch er denkt bloß nach, wie man leben sollte, und vergißt oft wirklich zu leben und entfernet sich von der wahren Existenz, indem er eine eingebildete verfolget.

Unser ganzes Leben ist nur ein Augenblick, das Jtzt.

In dieser einzelnen Zeile liegt mehr Unterricht, als in großen Bänden einer

spitz-

spitzfindigen und tiefen Gelehrsamkeit: und alle Scholiasten und Bücherwürmer würden sich schämen, wann sie an die vielen Myriaden von Leben gedächten, die sie auf pedantische Untersuchungen verschwendet haben, ohne eine einzige nützliche Lehre für sich und die Welt aufweisen zu können, wenn sie einen Augenblick ihren gelehrten Plunder auf die Seite werfen und ihr ganzes Studiren darauf einschränken wollten:

Dieses Izt wohl anzulegen: denn dieß ist in ihrer Macht.

Sollte jemand unter uns seyn, (und ich hoffe, es sind ihrer noch viele,) die ihren Begierden Gränzen zu setzen und ihren Leidenschaften eine gehörige Mäßigung zu geben wissen; so werden sie gewiß nicht, weder der Zeit geschwindere Flügel, als sie bereits hat, wünschen, noch auch ihre Spanne für zu kurz halten; ihnen wird leben und des Lebens zu genießen, eins und dasselbe Ding seyn, so, daß wenn sie auch jung sterben, es ihnen nicht darauf ankömmt, ob sie gerade ihr gehöriges Maaß

von Jahren haben, sondern als zufriedene Gäste von einem herrlichen Gastmale voll Dank für ihren Wirth aufstehen. Dieß ist die Weise, wie ich wünschte, daß wir unsere Leben genießen möchten: nicht wie die, die es in einer beständigen mühsamen Jagd nach Nichts zubringen, die im Frühlinge sich schon nach dem Herbste sehnen, so daß, wenn Wünsche erhöret würden, sie von der Blüte der Jugend gleich ins abgelebte Alter hinüber springen möchten. Diesen ist die Zeit eine Last, sie fürchten sich, das Ende davon zu sehen, und quälen sich daher beständig, sie zu entheiligen und zu zernichten.

---

X.

# Der Ocean des Lebens, ein Traum.

Siehe, so wie die Augenblicke dahin schlüpfen, den rollenden Strohm in dem dahinfließenden Leben in beständiger Bewegung! Denn niemand kann den ströhmenden Ocean noch die fließende Stunde durch Kunst aufhalten, noch durch Gewalt stopfen: sondern Welle auf Welle geht ans Ufer und treibt, von hinten getrieben, wieder vorwärts: so wälzt sich Zeit auf Zeit; so folgen Minuten, so fliehen Minuten.

Elpingsthon.

„Das Leben, sagt Seneka, ist eine „Reise, auf der wir beständig die Auftritte ändern: so lassen wir die Kindheit hinter uns, dann die Jugend, dann das reife männliche Alter, dann den besten und ruhigern Theil des hohen Alters.“ Das Lesen dieser Stelle brachte mich auf mancherley Gedanken über den Zustand des Menschen, über die unaufhörliche Unbestän-

beständigkeit seiner Wünsche, die stufenweise Veränderung seiner Neigungen für die äusserlichen Gegenstände, und die Gedankenlosigkeit, mit der er sich den Strohm der Zeit fortführen läßt. Mitten unter diesen Betrachtungen schlief ich ein, und mir däuchte, ein plötzlich Getös von Tumulte der Arbeit, von Lärmen der Lustigkeit, von Geschrey der Angst, vom Heulen des Windes und dem Plätschern des Wassers füllte meine Ohren.

Das Schrecken unterdrückte eine Zeitlang meine Neugierde: doch erholte ich mich bald in so weit wieder, daß ich fragte, wohin wir giengen, und was die Ursache dieses verwirrten Lärmens sey. Man sagte mir: es käme von denen, die sich nebst mir auf dem Ocean des Lebens einschifften. Wir hatten bereits die Meerenge der Kindheit zurückgelegt, in der eine Menge umgekommen waren, theils durch die Schwachheit und Zerbrechlichkeit ihrer Schiffe, theils aber, und noch mehr durch die Thorheit, den Unverstand und die Nachläßigkeit derer, die an den Steuerruder saßen:

sen: daß wir nun auf offener See wären, Wind und Wellen überlassen und ohne irgend eine andere Sicherheit, als die Sorge unsers Steuersmanns, den wir unter der großen Menge, die sich zu Wegweisern und Führern anböten, die Freyheit selbst zu wählen hätten. Ich sah hierauf mit einer ängstlichen Neugierde umher. Erst kehrte ich meine Augen hinter mir und ward eines Strohmes gewahr, der sich durch blühende Inseln wand, und den jeder, der längst daranhin segelte, mit Entzücken zu betrachten schien: aber kaum berührte man ihn, so riß er einen unwiderstehlich mit fort, ob er gleich nicht geräuschevoll und heftig zu fließen schien. Hinter diesen Inseln war alles finster und keiner der Reisenden konnte das Ufer bestimmen, an das er sich einschiffte. Vor mir und auf beiden Seiten war eine große Strecke von Fluth in der heftigsten Bewegung, worauf ein so dicker Nebel stund, daß auch der scharfsichtigste nicht durchsehen konnte. Sie schien voller Klippen und Strudel zu seyn: denn

man-

manche sanken, ehe man sichs versah, indem noch der Wind in volle Segel blies und sie derjenigen spotteten, die sie hinter sich zurückgelassen hatten. In der That waren der Gefahren so viel und die Finsterniß so dicke, daß keine Vorsicht Sicherheit gewähren konnte. Ueberdieß gab es viele, die durch eine falsche Klugheit ihre Folger in den Strudel führten, oder die diejenigen mit Gewalt vollends hineinstießen, die sie auf dem Wege nach den Klippen fanden. Der Strohm war unveränderlich und unüberschiffbar. Allein ob es gleich unmöglich war, ihm entgegen oder wieder zurück zu segeln, wo man herkam: so war er doch nicht so heftig, daß nicht Geschicklichkeit und Muth dabey etwas hätte ausrichten können: war nicht die Gefahr ganz zu heben, so konnte man sie doch oft durch eine schiefe Richtung vermeiden. Uebrigens war es eben nicht gemein, mit vieler Sorgfalt und Klugheit zu steuern: denn durch einen fast allgemeinen thörichten Eigendünkel, hielt sich jedermann für sicher, ob er

gleich

gleich alle Augenblicke um und neben sich viele seiner Gefährden sinken sah; und kaum hatten diese die Wellen verschluckt, so war auch ihr Schicksal und ihre Unvorsichtigkeit vergessen. Man verfolgte die Reise mit einem lustigen Zutrauen, jedes wünschte sich Glück zu seinem festen Schiffe, und glaubte dem Strudel Trotz zu bieten, der seinen Freund verschlang, und über die Klippen hinzufliegen, an denen er scheiderte: ja man bemerkte, daß der Anblick eines Schiffbruchs nicht leicht einen bewog, seinen Lauf zu ändern: lenkte er ja ein bischen ab, so vergaß er bald wieder das Ruder und überließ sich wieder der Führung des Schicksals. Diese Nachläßigkeit kam auch nicht von einer Gleichgültigkeit oder einem Ueberdrusse seines gegenwärtigen Zustandes: denn kein einziger, der so in sein Verderben lief, ermangelte, wann er untergieng, seine Gefährten laut um Hülfe anzuschreyen, die sie ihm nun nicht geben konnten, und viele brachten ihre letzten Augenblicke damit zu, daß sie andere vor der Thorheit warn-

warnten, die sie in ihrem eignen Laufe unterbrachen. Man dankte ihnen bisweilen für die gute Warnung, aber man achtete nicht darauf. Die Schiffe, auf denen wir uns befanden, waren unstreitig dem Ungestüme des Strohmes des Lebens nicht gewachsen, da sie durch die Reise viel gelitten, so daß jeder Passagier, so lange es auch, vielleicht durch einen glücklichen Zufall, oder durch unaufhörliche Wachsamkeit dauern mochte, doch zuletzt untergehen mußte. Nun hätte man erwarten sollen, daß diese Nothwendigkeit, unterzugehen, den Lustigen traurig machen und den Verwegenen niederschlagen, wenigstens den Melankolischen und Furchtsamen in einer beständigen Angst erhalten und ihn von irgend einem Genusse der Abwechselungen und Vergnügungen, die ihnen die Natur, als einen Trost ihrer Arbeiten darbot, abhalten sollen: aber in der That schien niemand weniger den Untergang zu fürchten, als diese, die ihr Unvermögen kannten, den Anblick des Schreckens zu ertragen, der

in

in ihrem Wege lag: denn sie nahmen sich nie die Mühe, vor sich hinzusehen, sondern fanden immer einen Zeitvertreib für den gegenwärtigen Augenblick, und unterhielten sich beständig mit der Hoffnung, den immerwährenden Gefährten des lustigen Lebensalters. Doch alle diese Hoffnung, auf die sie bauten, war selbst bey denjenigen, die sie am meisten begünstigte, nicht sowohl ein Versprechen, daß sie entrinnen, sondern daß es noch lange dauern würde, und sie lachten gleichwohl die übrigen aus, die es von sich auch zu glauben schienen. In der That spottete diese Hoffnung augenscheinlich der Leichtgläubigkeit ihrer Gefährten. Denn ie mehr ihre Schiffe leck wurden, desto sicherer glaubten sie sich: und keines war geschäfftiger, sich mit Vorrath auf eine lange Reise zu versehen, als diejenigen, die jedermann, außer ihnen selbst, wegen ihres unheilbaren Verfalls augenscheinlich dem Untergange nahe sah. Mitten in dem Strohme des Lebens war der Schlund der Unmäßigkeit, ein fürchterlicher Strudel.

del. Hin und wieder ragten Felsen hervor: die Klippen davon bedeckte Wasser: ihre Häupter aber prangten mit frischen Rasen, in denen die Zufriedenheit Betten der Ruhe ausbreitete und Schatten darbot, wo die Wollust lockende Lieder sang. Alle, die den Ocean des Lebens durchschifften, mußten durchaus bey diesem Felsen vorbey. In der That war die Vernunft immer bereit, die Reisenden durch den engen Paß, durch den sie entkommen konnten, hindurch zu führen: aber sehr wenige ließen sich ihre Vorstellungen und Bitten bewegen, ihr das Ruder in die Hand zu geben: wenigstens machten sie es zur Bedingung, daß sie sie bey dem Felsen der Wollust so nahe vorbeyführen möchte, als möglich wäre, damit sie wenigstens einen kurzen Genuß von diesem bezaubernden Anblicke hätten; alsdann setzten sie sich allezeit vor, ihren Lauf ohne einen weitern Abweg fortzusetzen.

Nur zu oft ließ sich die Vernunft durch dieses Versprechen hinreißen, sich mit ihnen den Wirbel der Unmäßigkeit zu nahen.

In der That schien der Zirkel, in den sie herumgetrieben wurden, unmerklich: aber das Schiff wurde doch in seinem Laufe unterbrochen, und zog es endlich durch den innern stärkern Wirbel bis an den Schlund. Nun bereuten sie ihre Verwegenheit und arbeiteten aus allen Kräften zurück: aber der Zug nach dem Abgrunde war meistentheils zu stark und der Passagier, nachdem er nun in Kräuseln mit einer lustigen und schwindelnden Schnelligkeit umher getanzt hatte, ward endlich betäubt und verschlungen. Die wenigen, die noch so viel Vernunft übrig behielten, sich heraus zu reißen, bekamen meistens so viel Stöße von den Klippen, die an dem Felsen der Wollust hervorragten, daß sie ihren Lauf nicht mit eben der Kraft und Leichtigkeit fortzusetzen vermochten, sondern sie bebten furchtsam und schwach längst dem Strohme dahin, jedes Lüftchen schreckte sie, jede Welle warf sie empor, bis sie nach und nach, nach langen Kämpfen und unzähligen Hülfsmitteln, unter Klagen ihrer eignen Thorheit, und



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

unter Warnungen an andere vor der ersten Annäherung des Strudels der Unmäßigkeit untersanken.

Es gab zwar Künstler, welche vorgaben, sie könnten die schadhaften und lecken Schiffe, die an den Felsen der Wollust strandeten, wieder ausbessern: viele hatten ein großes Vertrauen zu ihrer Kunst und einige, die nur einen einzelnen Stoß erlitten, wurden auch vom unmittelbaren Untergange gerettet: aber ich bemerkte doch, daß wenig solche, sehr geflickte Schiffe lange dauerten: und die Künstler selbst hielten es, wie ich sah, auf den ihrigen nicht länger aus, als die, die ihrer Hülfe genossen.

Der einzige Vortheil, den der Vorsichtige vor dem Unbedachtsamen auf der Reise des Lebens hatte, war, daß er später und geschwinder sank. Denn sie kamen viel weiter auf dem Strohme und sahen meistens alle die hinter sich untergehen, in deren Gesellschaft sie sich von der Meerenge der Kindheit eingeschiffet hatten, bis sie endlich durch einen Windstoß ohne viel

Widerstand, oder Angst der Erwartung untersanken. Aber die, die oft auf die Felsen der Wollust gestoßen waren, giengen meistens durch sichtbare Grade unter, kämpften lange mit den aufrührerischen Wellen, und zerarbeiteten sich so sehr, daß selbst die Hoffnung ihnen mit keinem guten Erfolge schmeicheln konnte. Indem ich so auf das mannichfaltige Schicksal der um mich her fahrenden nieder sah, hörte ich von einer unbekannten Macht folgende Worte, die mich mit einem jähen Schrecken erfüllten. „Sieh nicht müßig auf andere, da du selbst sinken kannst. Woher diese gedankenlose Ruhe? die Gefahr droht dir sowohl als ihnen.“

Ich blickte auf, sah den Schlund der Unmäßigkeit vor mir, fuhr zusammen und erwachte.

# XI.

## Ueber das Mitleid.

Mitleid ist der Tyrann des Gesetzes und nur Tyrannen gehen grausam damit um.

Shakespear.

Einem Gemüthe, das von Natur auf die verschiedenen Vorfälle des Lebens aufmerksam ist, fehlt es selten an Veranlassungen zum Nachdenken.

„Das ist eine hartherzige Welt," sagte ein armes altes Mütterchen, von Alter und Schwachheit niedergedrückt, die ich an der Ecke einer Straße, um die ich herum gieng, sitzen sah. Nicht das, was sie sagte, sondern die Art, mit der sie es sagte, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich blieb also stehen und fragte nach der Ursache ihrer Klage. Sollte das nicht jeder thun, wenn er sich im Stande glaubt, sie heben zu können.

„Ich

„Ich sprach," sagte sie, „ein paar junge Damen, die vorbeyflatterten, um eine kleine Gabe an: aber statt mir meine Bitte zu gewähren, machten sie mich herunter und sagten, ich möchte mir wohl durch ein lüderliches Leben in meiner Jugend mein Elend zugezogen haben, und es wäre zu wünschen, daß alle meines Gelichters der Welt zur Schau dienen und keine mitleidige Seele finden möchten. Ich konnte leicht einsehen, wofür sie mich hielten: aber . . ." die Thränen verboten ihr, weiter zu sprechen. Ich hatte ihr wenig zu geben, aber von dem Wenigen gab ich ihr doch einen Theil. Diese Begebenheit brachte mich sehr natürlich auf Gedanken über das Gefühl des menschlichen Herzens.

„Ich würde," sagte ich bey mir selbst, indem ich fortgieng, „das harte Herz, das kein ander Elend, als sein eigenes zu empfinden fähig ist, eben so sehr verachten, als ich mit dem Mitleid haben würde, das jeden traurigen Zufall, der nicht nur dem menschlichen Geschlechte, sondern jedem

seiner Mitgeschöpfe begegnete, unglücklich machen könnte. Die Härte des ersten wird allen denjenigen empfindlich seyn, die daran Theil nehmen: und die Zärtlichkeit des letztern wird ihm selbst eine beständige Quaal verursachen. Der Vater der Natur wollte nicht von mir, daß ich jeden Tod beweinen sollte, der in dieser großen Hauptstadt vorfällt, oder daß ich mich hinsetzen und trauern solle, weil es so viele giebt, die unter einer dringenden Armuth seufzen, oder die eiserne Ruthe der Unterdrückung fühlen, oder mit andern namenlosen Leiden zu kämpfen haben. Ich verdiene deswegen noch nicht den Namen des Hartherzigen. Aber sollte ich dem Tode eines Freundes nicht eine zärtliche Thräne widmen; wenn ich reich bin, bey dem leidenden Armen unaufmerksam vorübergehen, oder, wenn ich mächtig bin, den Unterdrückten nicht den Händen des unbarmherzigen Unterdrückers entreissen, oder mit dem Elende irgend eines Geschöpfes, das dieselbige allmächtige Hand, die mich schuf, bildete, muthwillig

spielen? thäte ich dieß, so verdiente ich, aus dem Buche der Schöpfung ausgetilget zu werden.

Allein, ob ich gleich ein sympathetisches Gefühl auf das nachdrücklichste empfehle, so wünschte ich doch nicht, daß es in eine wunderliche Empfindsamkeit ausartete. Durch ein zärtliches Mitleid machen wir uns allen werth, die um uns sind: durch übertriebene oder affektirte Empfindsamkeit setzen wir uns anderer Gelächter aus. Wir sind nicht mitleidig, wenn wir selbst dem geringsten Wurme vorsetzlich Schaden zufügen: aber überempfindlich sind wir, wenn wir uns alles quälen und beunruhigen lassen, ohne uns selbst der Waffen zu bedienen, die uns die Natur zur Vertheidigung gab. Die Braminen sind so furchtsam, das thierische Leben hinwegzunehmen, daß sie ein Stücke Tuch über dem Maule tragen, aus Furcht, sie möchten ein Insekt durch den Odem miteinschlucken: aber selbst diese Sekte von Menschen thut doch alles Mögliche, in ihren Wohnungen schädliche Ge-

schöpfe von sich abzuhalten. Indessen sind einige so vorsichtig, daß sie nicht einmal ein Spinngewebe aus den Winkeln ihrer Häuser abkehren lassen.

So lächerlich und abgeschmackt dieß einigen scheinen mag, so macht es doch der Menschlichkeit und Güte des Herzens mehr Ehre, als diejenige Gemüthsart gewisser Leute, die nicht nur jede Art von Grausamkeit begehen, sondern mit den Schmerzen, die sie Thieren zufügen, ihr Spiel treiben. Der größte Theil der Menschen urtheilet bloß nach dem Scheine: sie bestimmen also die Größe der Quaal nach den konvulsivischen Bewegungen des Körpers und andern äußerlichen Kennzeichen. Sie werden also kein Geschöpfe martern, das groß genug ist, durch Kontorsionen oder klägliches Geschrey seine Empfindung zu zeigen. Aber dieselben Menschen werden Thiere, wenn sie zu klein sind, zu äussern, dergleichen mit der größten Gleichgültigkeit quälen, und oft eine Million mit dem Finger todt drücken, und

das

das nicht aus einem Hang zur Grausamkeit, sondern aus bloßer Nachläßigkeit. Gewiß würden sie es nicht thun, wann sie bedächten, daß jedes lebende Geschöpf, so klein es auch seyn mag, ein organisirtes Thier, und sowohl des Schmerzens, als des Vergnügens fähig ist, und daß, ie feiner und zärtlicher der Bau des Körpers ist, das Gefühl der äussern Sinnen vielleicht desto lebhafter seyn mag. Ob nun gleich die Thäter einer so unbemerkten Grausamkeit lange nicht so strafbar sind, als diejenigen, die sichs zum Vergnügen machen, zu quälen, so sind doch die Wirkungen für die armen Thiere, die durch diese Unaufmerksamkeit leiden, nicht weniger schmerzhaft: uud hätten sie zu der Zeit ein mikroskopisches Auge, die konvulsivischen Schmerzen derselben wahrzunehmen, so würden sie gewiß ihre Hand zurückziehen. Diejenigen aber, die sich das Geschrey und das ängstliche Winden eines gequälten Thieres zur Freude machen können, sind nicht werth, Menschen zu seyn. Gleichwohl giebt es solche

Ungeheuer. Selbst ein menschliches Geschöpf, wie sie, das etwas Ungewöhnliches in seinem Anblicke hat, es mag nun dieß von der Natur, oder dem Zufall, dem Alter oder der Armuth kommen, wird oft ein Gegenstand des Gelächters: ja oft wird der, dem der Schöpfer der Natur den Gebrauch der gesunden Vernunft versagt, nicht nur ausgelacht, sondern so gar verfolgt, und ein solcher dürfte sich kaum in einer so volkreichen Stadt sehen lassen, ohne Gefahr zu laufen, sein Leben unter dem freudigen Spott und der Mißhandlung eines ausgelassenen Pöbels zu verlieren. Es ist nicht möglich, die menschlichen Handlungen auf gewisse und bleibende Grundsätze fest zu stellen. So widersprechend handeln wir gegen uns selbst und gegen andere. Wir treffen oft Leute an, die so ein zärtliches Herz haben, daß sie um aller Welt willen nicht jemanden einen körperlichen Schmerz zufügen möchten und doch machen sie sich nicht das mindeste Bedenken, der andern Ehre durch die vergiftesten Pfeile zu verwunden

den, welches doch einer empfindlichen Seele weit schmerzhafter ist.

## XII.

# Ueber die Unzufriedenheit.

Es war einmal ein Bauer, erzählt de La Motte, der, da er mit neidischem Auge auf die Umstände seiner zahlreichen Nachbarn umher sah, mit seinen eignen äusserst unzufrieden war. Immer murrte und schmälte er auf den unglücklichen Planeten, unter dem er geboren war und ermüdete Tag vor Tag den Jupiter mit seinen unverschämten und grundlosen Klagen.

Eines schönen und heitern Tages, da der gütige Sohn des Saturns bey ungemein guter Laune sich vornahm, seiner Erdgebornen Sorgen zu erleichtern, hob er auch seinen verwegnen Quäler in seinen himmlischen Schatz oder Vorrathshaus, in welchem die Glückseligkeiten aller

Men-

Menschen überhaupt nach den verschiedenen Stufen und Verhältnissen des Lebens, durch das Verhängniß oder Schicksal in gehörige Packte gesiegelt, in Ordnung lagen. Nun, Freund, sagte der gutherzige Gott, wirf deine Augen um dich her, und obgleich deine kühnen und unehrerbietigen Wünsche auf die boshaften Gestirne, eher meinen ganzen Zorn, als nur die geringste Nachsicht und Gewogenheit verdienet hätten: so ist doch mein Wille, daß dein Durst nach irrdischer Glückseligkeit, so reichlich als möglich soll gelöschet werden. Tritt dein gewünschtes Geschäffte an, und da einige dieser Säcke schwerer als die andern sind, so wäge sie selbst, und dann wähle. Doch laß dir vorher einige Erinnerungen dienen. Ich sage dir aufrichtig, daß die leichtesten den schwersten weit vorzuziehen sind: denn die Menge von Uebeln und Unglücksfällen, die die Menschen treffen, sind wirklich über die Maßen schwer, und Lasten, unter denen du nicht nur unaussprechlich seufzen, sondern gewiß sinken würdest.

Mit

Mit freudigen Herzem und viel anscheinender Dankbarkeit trat er nun sein wichtiges Werk an, indem er sich sicher schmeichelte, daß er auf die Zukunft alle mögliche Zufriedenheit und Ruhe finden würde, da seine Glückseligkeit nun ganz von seiner eignen Wahl abhieng. Er warf seine gierigen Augen sogleich auf den ersten und größten Sack, weil er sich nach aller Wahrscheinlichkeit einbildete, daß es auch der beste wäre, und faßte ihn nun mit allen Kräften an. Da aber dieser die höchsten Befehlshaberwürden enthielt, wo unter der glänzendsten Pracht und Größe auch die ängstlichsten Sorgen unglücklicher Weise verborgen lagen: so fühlte er kaum die untragbare Last, als er sie auch gleich auf den Boden warf und mit einem so tiefen Seufzer, als ob ihm das Herz brechen wollte, ausrief: „So schön du aussiehst, so leicht jeder bey seiner Wahl auf dich fallen möchte: so sehe ich doch, daß ich mich gewaltig betrogen habe. Du bist abscheulich schwer und Herkules selbst, ob ich gleich gehöret habe, daß er der breit-

breitschultrigste Pursche ist, würde dich, ohne zu taumeln, kaum zwanzig Schritte weit tragen. Nein nein, du kannst sicher seyn, daß ich mich um dich weiter nicht bekümmern werde." — Er gieng zum andern, und der enthielt einen Staatsminister, nebst andern Personen in den erhabensten Posten unter den mancherley Benennungen, von geheimden Räthen, Kanzlern, Direktoren, Oberaufsehern, Richtern u. s. w. Da der Inhalt dieses Sacks im Stolze des Ehrgeizes, schlaflosen Nächten, mühsamen Arbeiten, Angst und Marter, Furcht der Ungnade, fehlgeschlagenen Hoffnungen bestand, brach er in den jählingen Ausruf aus: „Ach! wie unglücklich müssen die seyn, die diese schwere Last zu tragen haben. Bewahre mich, gnädiger Jupiter, davor!"

Er gieng weiter von einem Sack zum andern, bis er ihrer beynah auf tausend unter manchem Seufzer gewogen hatte: er fand sie aber alle für seine Schultern zu schwer. Einige wegen der Abhängigkeit

keit und Plage des Zwanges, andere wegen des unermeßlichen Durstis nach Reichthümern: wieder andere wegen betrüglicher Hoffnungen, noch andere wegen furchtbarer Aussichten und endlich einige wegen eines vollkommnen Ekels vor dem, was die meisten Menschen Vergnügen nennen. Hier rufte er mit einem herzlichen Stosseufzer aus: „O gütiger Zevs! Ist denn kein vollkommner ruhiger Stand im menschlichen Leben? Doch warum beklage ich mich? Nein, es ist Undank zu murren, da ich so hoch von dir begnadiget bin. Ich will noch einige Versuche machen. O! dem Himmel sey Dank! itzt seh ich einen. Dieser scheint leichter, als alle die, die ich unter Händen gehabt.“ — „Und dieser,“ sagte der gute Gott, „würde es noch weit mehr seyn, wenn der Eigenthümer seine eigne Glückseligkeit erkennen wollte. —“ Nun gut also, so will ich mit Erlaubniß Eurer gnädigen Gottheit, diese als den letzten Gegenstand meiner Wahl nehmen.“ — „Es sey so,“ sagte Jupiter

ter lächelnd, „nimm ihn und genieße sein: Es ist dein eigen Loos. Ich vergebe deinen vorigen unvernünftigen Klagen. Packe dich aus meinem Vorrathshause und wage es nicht wieder, die Wege meiner Vorsehung zu tadeln, sie mögen solchen unwissenden und undankbaren Buben, wie du bist, noch so finster und verwirrt scheinen."

XIII. Vor-

# XIII.
# Vortheile der Betrachtung des Todes.

Vielleicht noch wenig Jahre, Tage oder Augenblicke gehen im stillen Laufe vorüber, und es wird keine Zeit mehr für mich seyn. Nicht mehr werden diese Augen die Sonne sehen, die Erde wird ihren Staub über diese Glieder streuen, und des Lebens fantastischer Traum vorüber seyn.

Philosoph von Sans Soucy.

Eine junge Dame, mit der ich das Vergnügen habe, genau bekannt zu seyn, ist so gütig gewesen, mir folgenden Brief von einem andern jungen Frauenzimmer, ihrer vertrautesten Freundinn mitzutheilen.

* * *

Du weißt, Mira, wie oft ich in den Siderio gedrungen, mich den geheimen Ort sehen zu lassen, wo wir, du und ich

ihn ordentlich Abends und Morgens während unsern letzten Sommeraufenthalt in Clindonhaus sich hinbegeben sahen. Ich habe itzt dieß entzückende Landhaus bey einem Besuche, den ich auf einen Monat bey des Siderio Schwester abgelegt, wieder gesehen, und habe ihn seit dem ersten Augenblicke meiner Ankunft mit meiner alten Bitte gequält. Immer hat er mich unter dem gewöhnlichen Vorwande abgewiesen, bis vorigen Abend. Eben hatten wir uns da von sehr ernsthaften Gegenständen unterhalten. Ich spottete nach meiner gewöhnlichen Art über eine Ernsthaftigkeit, die weder seinen Jahren, noch seinem Stande angemessen wäre: er aber bewies mir mit der ihm eignen meisterlichen Beredtsamkeit, daß einem jungen Weltmanne eine ernsthafte Miene anständiger, als eine gedankenlose und flatterhafte sey. Nach einiger Unterhaltung brachte er mich auf einen Gegenstand, an den ich, wie er wohl weiß, wenig denke — auf den Tod. Er sprach davon mit allem Ernste eines Philosophen, nahm meine Hand zwischen

seine beiden Hände, drückte sie mit der anmuthigen Freymüthigkeit, die ihm so natürlich ist, sah mich an und sagte: die liebenswürdige Asphelia weiß sehr wohl, daß sie eines Tages sterben muß: aber sie scheint so wenig an diesen Perioden zu denken, der doch alle die persönlichen Reize vernichtet, die sie itzt besitzt. Und doch wird eine Zeit kommen, da diese prächtigen Augen, die jeden bezaubern, ihren Glanz in den finstern Gebieten des Todes verlieren werden; da dieß liebenswürdige Gesichte, diese entzückende Person, die alles an Schönheit übertrifft, eine Speise der Würmer seyn wird, da die Verwesung ihre Glieder zerstören wird, und sie in Staub zerfallen werden. Warum will denn Asphelia ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen verweslichen Theil richten und den unverweslichen, ihre Seele, so ganz vernachläßigen, sie, die doch in alle Ewigkeit zu seyn bestimmt ist? — Ich konnte ihm auf die Frage nicht antworden. Da er mein Stillschweigen bemerkte, fuhr er fort:

Die meisten jungen Leute dieser Zeit denken mehr an den Genuß der gegenwärtigen Augenblicke, als wie sie sich auf eine Ewigkeit vorbereiten sollen: aber ich habe mir seit dem Tode meines Bruders, der so plötzlich hinweggerissen wurde, vorgesetzt, daß mir der Tod nicht unerwartet kommen soll; daher nehme ich mir diesen feyerlichen Augenblick und die Zukunft zum Hauptgegenstande meiner Betrachtungen. Schon bin ich so gefaßt, daß ich seine Ankunft nicht nur nicht für zu frühzeitig halten, sondern ihn als einen Boten des Friedens aufnehmen würde, der mich aus diesem irrdischen Gefängnisse befreyen und mich zu der Wohnung der Glückseligkeit einführen würde. Damit aber die gedankenlose Fröhlichkeit, die mich umgiebt, mich nicht reizen möge, meiner Sterblichkeit zu vergessen, so nehme ich meine Zuflucht zu einem Verwahrungsmittel, das mich gegen die Reizungen der Welt in Sicherheit setzt, und mir den Tod stets vorhält. Wollen Sie mit mir den geheimen Aufenthalt besuchen,

den Sie so oft zu sehen gewünschet haben, so kommen Sie. Ich reichte ihm meine Hand voll Vergnügen, meine Neugier endlich befriediget zu sehen, und er führte mich fort.

Die Thüre öffnete sich und führte nicht, wie ich erwartete, in ein Zimmer, sondern in eine lange Gallerie, an deren Ende wieder eine Thüre war. Ehe sie aber Siderio öffnete, warnte er mich, daß ich nicht über den außerordentlichen Anblick erschrecken möchte. Ich sagte, ich verließ mich auf seine Ehre und fürchtete nichts. Er öffnete sie also, aber wie erstaunte ich bey dem ersten Anblicke! Ein sehr großer finstrer Platz, von dem schwachen Schimmer einiger kleinen Lampen erleuchtet, die einen Schauder über die feyerlichen Gegenstände dieses traurigen Ortes verbreiteten! Die Wände waren schwarz ausgeschlagen und mit Todeszeichen behangen und rund umher standen Särge. Ich fuhr zusammen und wollte zurück: doch faßte ich mich endlich und gieng mit ihm hinein. Er schloß die Thüre ab und

sagte: Nun Asphelia ist Ihre Neugier befriediget? Diesen geheimen Ort wollten Sie ja sehen. Hieher gehe ich alle Morgen und Abend, denke an den Tod und bringe meinen Schöpfer die Opfer meiner Andacht. Die Feyerlichkeit dieses Aufenthalts entreißt mich allen weltlichen Gedanken, und meine Einbildungskraft schwingt sich durch die gränzenlose Zukunft, zu den dauerhaften Seligkeiten, deren ich ganz unfehlbar eines Tages genießen werde. Jeder Gegenstand, den Sie sehen, ist gemacht, meine Seele mit ehrwürdigen Gedanken zu erfüllen. Diese Särge enthalten die Ueberbleibsel meiner Vorfahren seit vielen langen Jahren. Ich habe sie aus meinem Familienbegräbniß hieher bringen lassen, damit sie mich in meiner Erbauung unterstützen. Der eine, mit schwarzem Tuche bedeckt, enthält den Leichnam meines geliebten Bruders. Sein plötzlicher Tod erinnert mich, wie ungewiß das Leben ist und lehret mich so zu leben, daß ich mit jedem Augenblicke sterben kann. Sein Sarg ist mir eine

rüh-

rührendere Lehre über die Flüchtigkeit des Lebens, als die beredteste Predigt: sie spricht zu dem Herzen und bedarf keines weitern Beweises. Die Malereyen, die Sie sehen, sind alle der Absicht und dem Orte gemäß. Dieß hier, das den Tag des Gerichts vorstellet, ist von einer Meisterhand. Nichts kann mich kräftiger an die Rechenschaft erinnern, die ich an dem großen Entscheidungstage von allen meinen Handlungen zu geben habe! Damit ich dazu geschickt seyn möge, so habe ich mirs zum Gesetze gemacht, jede Nacht meiner Seele die Handlung des vorhergegangenen Tages vorzuhalten, und sie in das Buch einzutragen, das auf meines Bruders Sarge liegt. O Asphelia! wie traurig ist der Zustand der thörichten Sterblichen, die niemals an den Tod denken, als bis er da ist! Dann ist es aber zu spät. Der furchtbare Tyrann wartet nicht, sondern vollzieht den tödtenden Streich, und schickt sie unbereitet zur Rechenschaft ihrer Handlungen vor den großen und gerechten Richter. Was

können sie antworten? Nichts, durchaus nichts. Sie haben ein ungöttliches Leben geführet, und müssen einen würdigen Lohn ihrer Thaten empfangen.

Ich war von der feyerlichen Scene so gerühret, daß ich nicht ein Wort vorbringen konnte. Mein Gewissen machte mir wegen des sorglosen Lebens, das ich bisher geführet, Vorwürfe. Es ist wahr, ich habe keine große Verbrechen begangen; aber alle Fehler meines Leichtsinnes fielen mir dabey ein. Ich blieb stumm und sah ganz starr auf einen der Särge. Er fuhr fort:

O wie grausam, wenn der König des Schreckens seinen sichern Pfeil auf die lustige, lebhafte Asphelia richten wollte! Ihre Reizungen würden sie nicht retten. Der Tod fragt nach keinem Unterschiede des Alters oder Standes. Schwerlich würde sie zu der Auffoderung, die sie zu den Schatten ruft, bereit seyn: wenig wird sie noch diesem letzten Auftritte nachgedacht haben. Wie oft habe ich es bedauert, daß sie so gedankenlos diesem letz-

ten Perioden entgegen eilet, und mit sorgenloser Fröhlichkeit die Augenblicke verschwendet, die zu wichtigern Geschäfften könnten angewandt werden. Ich habe es schon oft versuchet, ihr diese Sicherheit auszureden, aber vergebens; immer hat sie meiner gespottet und dieß hat mich eben bewogen, sie mit diesen ehrwürdigen Erinnerern bekannt zu machen. Der Himmel lasse meinen Versuch nicht ohne eine gute Wirkung seyn.

Siderio nahm mich hierauf bey der Hand und führte mich zu einem Sarge an dem andern Ende des Zimmers! Die Decke war aufgedeckt und er war leer. „Dieß hier, sagte er, liebste Asphelia, ist mein Sarg. In wenig Jahren aufs längste, ja vielleicht in wenig Tagen wird dieser kleine Raum ihren Freund Siderio umfassen."

Ich sprang zurücke.

Warum das? fuhr er fort. Es ist nichts Fürchterliches in diesem Anblicke. Bey mir veranlaßt er die süßesten Gedanken, wann ich ihn anschaue. Es ist die

Thüre, durch die ich zur Ewigkeit eingehe. Hier wird mein Körper in Friede ruhen, bis die letzte Trompete die Ankunft meines heiligen Elösers ankündiget. Dann werde ich auferstehen und ohne Schrecken vor den furchtbaren Richterstuhl treten. Meine Handlungen werden gebilliget werden und ich in alle Ewigkeit glücklich seyn.

Du kannst dir keinen Begriff von dem Zustande machen, in dem ich mich während dieses Auftritts befand, meine liebe Mira. Bey meinem ersten Eintritte warf mir mein Gewissen meine vergangene Aufführung vor und die Worte des beredten Siderio machten an einem so feyerlichen Orte einen doppelt starken Eindruck auf mein Herz. Seine letzten Worte rührten mich ausnehmend. Ihn mit so vieler Gelassenheit seinen Sarg betrachten zu sehen, dieß überzeugte mich von dem Werthe und der Größe seiner Grundsätze, die er mir einflößen wollte. Er stund lange davor und schaute ihn mit einer nachdenkenden Aufmerksamkeit an. Ich konnte die-

diesen Anblick nicht länger aushalten, und gieng zu einem Bilde, das ich an der Mauer sah. Ein Engel stieg aus den Wolken, worunter die Worte ans Youngs Nachtgedanken geschrieben waren: „Erwache! du der du einst erwachen sollst, wann die Schöpfung entschläft: wann alle diese Sonnen, wie eine Kerze, verlöschen: wann die Zeit gleich dem ergrimmten Helden von Gaza, die Grundpfeiler der Welt umreißt, und unter dem großen Trümmern der Natur begraben liegt; und die Mitternacht, die allgemeine Mitternacht! herrscht.“ Ich las und fühlte die ganze Stärke der mächtigen Worte. Indem ich der feyerlichen Warnung, die sie enthielten, nachdachte, kam Siderio zu mir, nahm meine Hand und führte mich zu einem andern Monumente an dem obern Theile des Gewölbes. Es war von weißem Marmor und meisterlich verfertiget. Ein junges Frauenzimmer stieg beym Klang der Trompete, am letzten der Tage aus ihrem Sarge: rings umher öffneten sich die Gräber, ihre Todten

herzu-

herzugeben, in Bas relief. Welch eine Seligkeit und Zuversicht auf das Verdienst ihres Erlösers glänzte aus ihrem Gesichte! Ihre Augen waren auf den Himmel geheftet.

„Nachdem wir es eine Zeitlang betrachtet hatten, sprach Siderio: dieß Monument, Asphelia, gilt dem Andenken meiner ältesten Schwester: ich liebte sie, wie mich selbst. Sie war äusserst liebenswürdig, aber die Schönheit ihrer Seele übertraf noch alle Reizungen ihres Körpers unendlich. Sie ist itzt eine glänzende Bürgerinn in den Wohnungen des Lichts.

Wie sehr gefiel mir diese Schilderung, Mira! O was für ein spielendes Leben habe ich gelebt! Bis diesen Augenblick fühlte ich nie, was leben heißt: vorher lebte ich nur ein Pflanzenleben. Diese herrlichen Erinnerungen haben mich zu ganz andern Gedanken erweckt, als die waren, die sonst meine Seele beschäfftigten. Ehe mich noch der junge blühende Philosoph aus diesem ehrwürdigen Aufenthal-

enthal-

enthalte wegführte, gab er mir noch einige Lehren zur Einrichtung meines künftigen Betragens, die er in die zärtlichsten Ausdrücke kleidete. Er bat mich mit der größten Wärme, mich meiner künftigen auserwählten Glückseligkeit gewiß zu versichern und schloß mit folgenden Worten: „Handeln Sie so, meine Asphelia, und Sie werden dem Ende aller Dinge mit Freuden entgegen gehen. Kömmt der Tod, so wird er nicht den Anblick eines Tyrannen, sondern eines Engels haben: er wird Ihnen Freyheit verschaffen, und in den Wohnungen der Seligen, eine gränzenlose Ewigkeit hindurch, Ihnen Freuden anbieten, die kein menschlicher Gedanke umfassen kann.“

---

XIV. Ueber

# XIV.

## Ueber Stolz und Schwelgerey.

Frage, zu was Ende die himmlischen Körper glänzen? Die Erde — für wen sie gemacht ist? Der Stolz antwortet: Für mich. Für mich läßt die Natur ihre schöpferische Kraft wirken, säugt jedes Graß, und breitet jede Bluhme aus.

Jedes Zeitalter hat einen besondern ihm eigenthümlichen Fehler. Auch das gegenwärtige ist davon nicht frey. Stolz und Luxus, ob sie gleich auch in vergangenen Zeiten ihre Herrschaft mögen ausgeübt haben, scheinen doch itzt am meisten ihr Haupt zu erheben.

So bald aber diese herrschend sind, so machen die meisten übrigen Fehler mit ihnen eine Verbindung: denn sie haben eine gewisse magnetische Kraft, ziehen ein schwarzes Heer ähnlicher Seuchen an sich und stürzen am Ende ins

Ver-

Verderben. Stolz ist immer der Vorläufer eines Falles und Schwelgerey führet geraden Weges zu Elende und Untergange. Ausserliche Pracht und eine schimmernde Oberfläche schmeicheln unsern Sinnen. Sie blenden uns an andern, wie könnten sie uns an uns selbst mißfallen, ob sie gleich bloß unsere eigene Geringfügigkeit und Nichtswürdigkeit verrathen? denn in der That muß derjenige wenig innern Werth haben, der eine so schwache Stütze, so nichtswürdige Dinge braucht, sich der Welt zu empfehlen. Kann ein Mensch in Ansehung seiner selbst, gewinnen, daß man seine Kleider für schätzbarer, als seinen Körper hält? daß er eine Last von Gold auf den Schultern trägt, indessen daß sein Kopf leer ist? daß seine Weste mehr werth ist, als der drinnen steckt, so wie die Zimmetrinde, die das Beste am ganzen Baume ist? Man muß gestehen, groß zu scheinen, ist etwas in den Augen der Welt: der Reichthum wirft einen Glanz um sich her: aber derjenige muß doch eine verächtliche Meynung

nung von sich selbst haben, der die gute Meynung der Welt von sich durch Erbauung prächtiger Paläste, durch eine Menge unnützer Bediente, eine glänzende Equipage, eine kostbare Tafel und andere dergleichen unnöthige Kosten zu gewinnen sucht. Zwerge und sehr kleine Personen pflegen oft Korkschue zu tragen, damit sie größer und andern Personen gleich zu seyn scheinen. Es giebt eben so gut Zwerge der Seele nach, als an Körper; Personen, die in Ansehung ihrer Selbst wenig oder gar keinen Werth haben, deren ganze Figur bloß in dem äusserlichen Zierrathe besteht, mit dem sie sich behängen: sollte man ihnen diesen ausziehen und sie in ihrer wahren Gestalt erscheinen lassen, so würde nichts lächerlicher, die Krähe aus der Fabel ein prächtiger Thier gegen sie und weniger häßlich seyn. Es ist von den Geschichtschreibern aller Zeitalter bemerkt worden, daß Staaten und Königreiche nie in einem blühendern Zustande gewesen, als wenn sie den einfältigen Sitten und Trachten ihrer Voraltern folg-

ten,

ten, und nicht immer von neuen Moden in Sitten und Kleidern hingerissen wurden. So bald aber irgend ein Volk von Fremden dergleichen annahm, so fanden sich auch immer fremde Laster und Krankheiten mit ein. Ein ausschweifender Anzug hat nicht selten eine Ausschweifung in andern Dingen zur Begleitung und zieht meistens auch große Unfälle nach sich. Wir suchen durch eine ausschweifende Kleidung immer etwas zu seyn, was wir nicht wirklich sind: wir müssen eben dasselbe in unserer Kost, in unsern Möbeln und unsern Häusern seyn, weil alles wenigstens zu dem Charakter einstimmen muß, den wir angenommen haben. Wir klettern wie Affen auf den Bäumen von Ast zu Ast, so hoch wir nur können, bis wir, wie sie, unsere eigne Blöße entdecken. Die Römer hatten ihre Unterscheidungszeichen so wohl in Absicht auf die Kleidung als die Personen: sie waren in verschiedene Ordnungen abgetheilet, und jede hatte ihre eigne Tracht. Daher waren tapfre und tugendhafte Männer von feigen und

schlechten, der Edle von dem Unedlen, der Vornehmere von dem Gemeinern gleich zu unterscheiden. Daher wußten die Geringern, was sie für Ehrerbietung ihren Obern schuldig waren, und alle kannten die verhältnißmäßige Achtung gegen jeden Stand. Aber sobald die Kleiderpracht unter ihnen einriß, so hörte der Unterschied auf. Die weibische Zärtlichkeit der Griechen schlich sich zugleich mit ihrer Sprache ein und die Römer wurden eben so sehr wegen ihrer Treulosigkeit und Feigheit berüchtiget, als sie wegen ihrer Redlichkeit und Tapferkeit vormals berühmt waren.

Die Patricier suchten einander an Eitelkeit zu übertreffen und das gemeine Volk ahmte sie in ihren Thorheiten nach. Wie viel haben wir nicht Aehnliches mit ihnen! Wenn die Hohen und Großen zu läppischen Menschen werden, was Wunder, daß es die übrigen sind. Uebertriebene Galanterie ist zur Tugend geworden, und, um eine wichtige Miene zu haben, muß man ein Stutzer seyn. Die

Natur

Natur ist nicht in dem Gange und unsere Aufführung so eingerichtet, daß wir Thoren seyn und zugleich unsere Thorheiten ablegen können. Es ist kein großes Kompliment für das Christenthum, die Hierarchie auf Bällen und Maskeraden zu zeigen. In der Tracht eines Muselmanns zu erscheinen, sieht nicht viel besser aus, als ob die Rechtgläubigkeit in Abnahme und der Mahomedanismus Mode, oder als ob der halbe Mond dem Kreuze den Rang streitig machen wollte. Den Wohlstand abzulegen und die Ordnung zu überschreiten, heißt der Natur Gewalt anthun. Es giebt immer eine Mittelstraße, und wir brauchen nicht Thoren der Mode zu werden, um uns der Mode wegen lächerlich zu machen. Die Einrichtung der Kleidung stand sowohl in Rom, als Griechenland unter der Aufsicht einer obrigkeitlichen Person, und das erste verordnete zu derselben Aufrechthaltung die Appianischen und Valesianischen Gesetze. Dieß schien sich auf das zu gründen, was Lykurg den Lacedämoniern gebot, „ihre

Soldaten roth zu kleiden," eine Farbe, die durch ihre Pracht und Lebhaftigkeit ihren Geist erheben und ihren Muth eben sowohl reizen, als das Blut im Kampfe nicht so sichtbar machen möchte, weil es dem feigen und unerfahrnen Soldaten schrecken und den Muth benehmen könnte. Ihren Heloten oder Sklaven wurde daher diese Kleidung nicht gestattet und keiner durfte sie tragen, als wer den Beruf zu Gefahren des Todes hatte. Wie wenig sieht dieß unserm Zeitalter ähnlich, wo der Komödiant und der Spieler, der Feigherzige und der Betrüger im Kleide des Mars einhergehen und in dem prächtigsten Scharlach strotzen; und manchen Kaufmannsdiener würde man für einen Prinzen oder Minister halten.

Die süßen Herrn und die Schönen bemühen sich um die Wette, einander an albernen Moden zu übertreffen. Ich verachte gar nicht eine artige Kleidung. Es giebt darinnen eben so gut einen Anstand als in den übrigen Dingen des menschlichen Lebens und der ist gewissermassen ein

eben so großer Phantast, der aller Mode zuwider, sich wie die Figuren auf den alten Tapeten kleidet. Doch dieß ist itzt eben unser Fehler nicht: vielmehr geht unser Stolz und unsre Kleiderpracht so weit, daß sich die berühmte Garderobe des Lukullus vor unsers Adels und stolzer Bürger ihrer verstecken muß. Die meisten unserer Herrn sind mehr mit der Frisur ihres Kopfes, als mit der Sorge, ihn inwendig zu schmücken, beschäfftiget und wenden mehr Zeit auf den Spiegel und den Kamm, als auf die Haushaltung ihrer Familien.

---

## XV.

# Ueber die affektirte Vornehmigkeit bey einem geringern Stande.

Ordnung ist des Himmels erstes Gesetz: dieß vorausgesetzt sind einige größer, reicher und weiser, als die übrigen und müssen es seyn: aber wer hieraus schließen wollte, daß sie auch glücklicher sind, würde allen gesunden Menschenverstand verläugnen.

Pope.

Es ist eine gemeine Beobachtung, daß Menschen von einem mittlern Stande oder Gewerbe, sich dessen schämen und es zu verachten scheinen. In der That ist es wunderbar, daß sie so undankbar seyn können. Wie kann ein Mensch bey einer Profession, sie sey welche sie wolle, die ihm sein Auskommen, seinen Unterhalt verschafft, unglücklich seyn? vielleicht wäre er es unfehlbar bey einem höhern Stan-

Stande. Aber Unzufriedenheit ist die gewöhnliche Krankheit der Menschen. Selten ist jemand mit demjenigen noch morgen zufrieden, was ihm heute gefiel: und wir bringen beynahe unser ganzes Leben damit zu, daß wir uns über das beklagen, was doch unsere eigene Wahl war, und das wünschen, was wir nicht haben. Die Glückseligkeit besteht indessen in dem mehr oder minder feinen Gewerbe so wenig, als in der mehr oder minder schönen Gestalt einer Person. Dieß ist bloß die äussere Seite, die sich zeiget: die Personen selbst aber sind die einzigen wahrer Richter, ob sie dasjenige besitzen, was glücklich macht. Ein angesehenes Gewerbe giebt einem Manne leicht eine wichtige Miene. Aber wie viel sehen wir nicht dergleichen am ersten zu Grunde gehen. Die Größe ihres Handels giebt ihnen nur allzuoft den Stolz ein, sich nach dem Verhältnisse der Stufen, die zwischen dem ihrigen und der untersten Handthierung zwischen inne liegen, zu erheben. Kommen Unglücksfälle, so sind sie weit leichter zu überwin-

den, da der höhere meistentheils auf immerdar dadurch ganz zu Boden gestürzet ist: und dann fällt ihr Stolz, und die Verachtung, die sie denen, die sie unter sich glaubten, meistens auf sie selbst zurücke. So lange, als Menschen ehrlich und rechtschaffen handeln, und darauf ihren Stolz gründen, so haben sie weniger Ursache, die Welt zu fürchten. Und doch sind sie mehr Zufällen, als der Mittelmann unterworfen, auch wann sie noch so sorgfältig ihrer Angelegenheit warten, weil die Sorglosigkeit anderer sie leicht mit ins Verderben ziehen kann.

Fällt ein großer Handelsmann, so geschieht es nicht leicht, daß er nicht viel kleinere in seinem Falle mit nachreissen sollte: aber nicht so umgekehrt: überdieß erheben sich diese leicht und geschwinder von demselbigen. Viele Handelsleute halten gewisse Dinge, die Vernunft und Umstände erfodern, auf eine sehr unbesonnene Art für sich zu klein. Sie sollten sich aber darinnen das Vorurtheil nicht irre machen lassen. Wo uns

die

die Rechtschaffenheit Etwas zu sagen oder zu thun gebeut, da muß man sich zurückziehen: thun es andere Leute unsers gleichen, so mögen sie es thun: wenn uns nur unsere Vernunft sagt, daß wir recht thun. Was unsern und dem allgemeinen Vortheile gemäß ist, das müssen wir verfolgen: denn eigentlich zu reden, sind diese beiden Dinge eins. Jedermann darf erst sein eigen Bestes zu Rathe ziehen, ehe er an seines Nachbars seines denket: so bald er aber Gelegenheit hat, ihm zu dienen und er thut es, so verräth es einen menschenliebenden Mann, dem das Wohl anderer ebenfalls am Herzen liegt. Aber zum Unglück giebt es nur wenige, die so gesinnt sind, und die auch mit dem nichtsbedeutendsten Schaden einem andern den größten Vortheil erkaufen würden. Die Würde oder Niedrigkeit des Gewerbes besteht nicht in dem Gewerbe, sondern in der Rechtschaffenheit oder Niederträchtigkeit des Mannes, der es treibt.

Clara strebt nach dem Charakter einer vornehmen Dame. Sie hat eine artige

Gestalt, ohne eben schön zu seyn: aber sie ist eigensinnig, unwissend und stolz. Clara ist keine gute Schauspielerinn für die schlechte Rolle, die sie sich gewählet: ihre Mienen sind nicht von der vornehmsten Gattung. — Man spricht mit Claren, und sie antwortet oder antwortet nicht, nachdem es ihr gelegen ist. Man verbeugt sich gegen sie, und sie ist im Stande, einem ins Gesichte zu sehen, ohne die Höflichkeit zu erwiedern: oder was noch ärger ist, sie erwiedert sie auf eine Art, die selbst ihre Höflichkeit zu einer Grobheit macht: bückt man sich noch einmal: nun alsdann wird sie ja euch wohl danken: dann werdet Ihrs unfehlbar verdienen. Clara schwatzt lauter und länger, als irgend jemand in ihrer Gesellschaft; und der Mangel der Freyheit wird durch Unvorsichtigkeit, der Würde durch Unverschämtheit, der Anmuth durch Zutrauen zu sich selbst ersetzt. Sie hat nichts weniger als Talente: aber ihre Dreustigkeit und die niederträchtigen Schmeicheleyen anderer geben ihr den

Schein

Schein derselbigen: denn da sie unaufhörlich und in Tag hinein plaudert, so kommen bisweilen von ungefähr Gedanken zusammen, die nicht ganz ohne Schicklichkeit und Verbindung sind. Hier giebt es mannichfaltige Beweise von der seltenen Theilbarkeit der Materie: denn wenn sie nun ohne Ende drey Stunden hinter einander geschwatzt hat, so will ich doch drauf wetten, daß Ihr den Innhalt ihres ganzen Gesprächs in drey Minuten wieder sagen könnet. Aber seht den Hof, die Aufwartungen, die Huldigungen dieses Haufens niederträchtiger Geschöpfe, die alle die nicht weniger niederträchtige Clara in ihrer unverschämten Dreustigkeit ermuntern. Und kann man sich wohl enthalten, von einer so kriechenden Schmeicheley der Menschen nicht äusserst beleidiget zu werden? Bemerket besonders Silien. Sie bewundert Claren mehr als sie sagen kann: aber Silia war nicht zu der Ehre geboren, sich ihr gleich zu setzen, und sie ist zu demüthig, als daß sie nur den Gedanken wagen sollte, solche

iemals hoffen zu dürfen. Nichts kann seltsamer seyn, als die Zusammenkünfte zwischen Claren und Silien: Indessen daß die eine ihre ganze Würde und Vornehmigkeit geltend macht, erkennet die andere ihre Unwürdigkeit, die ihre geringere Umstände nothwendig erfodern: aber Siliens großer Grundsatz ist Beharrlichkeit, unterthänige Beharrlichkeit. Sie ist ganz eine weibliche Philosophinn: keine Demüthigung, keine verächtliche Begegnung beleidiget sie, und ein gnädiger Blick macht viele Tage von Verachtung wieder gut. Clara triumphiret mit dem ganzen Despotismus eines morgenländischen Monarchen und Silia gehorchet mit aller der Knechtschaft einer morgenländischen Sklavin. Es ist ganz wunderbar, dieß Paar so verschieden und doch sogleich zu sehen: doch könnte die Natur oder das Schicksal ihre Stellen ändern, so würde sicher Silia, Clara, und Clara, Silia seyn: so unzertrennlich sind Stolz und Niederträchtigkeit.

XVI. Ueber

# XVI.
# Ueber die Glückseligkeit.

Was auch die Menschen für verschiedene Pfade verfolgen; so bist du es, o Glückseligkeit, die wir zur Absicht haben; du neigest die kaum vollendete Seele; Ihr erstes Verlangen, ihr Bewußtseyn bist du. Deine Reizungen locken den verliebten Wüstling selbst durch alle wilde und verderbliche Gänge des Lasters. Der Fromme richtet seine Gelübde zu dir und ist dein tiefster Verehrer: die Tugend selbst, ja sie selbst sieht er als deine Belohnung für seine Ar- Arbeit an.

Frau Rowe.

So sehr auch die Handlungen eines tugendhaften Mannes von eines lasterhaften seinen verschieden seyn mögen; so ist doch beider Absicht dieselbige: und ob ihr Weg gleich einander gerade entgegen gesetzt ist, so eilen sie doch nach einerley Gegenstand. Die Glückseligkeit ist sowohl die Ursache, die des einen Handlun-

gen

gen nach Grundsätzen der Tugend ordnet, als sie es bey dem andern ist, nur daß sie sich den Betrug des Lasters täuschen läßt. Der gute Mann, der die Tugend in einem liebenswürdigen Lichte sieht, bildet seine Grundsätze darnach: da im Gegentheil der andere, der in ihr eine strenge Gebieterinn erblickt, die von ihren Verehrern nichts als Enthaltsamkeit und Strenge erwartet, sie für eine, seinen Gedanken nach begehrungswürdigere Gottheit verachtet und verläßt, weil sie ihm erlaubt, jeder Lust ohne Zurückhaltung zu genießen.

In einem Falle, wie dieser, von dem so viel abhängt, und welcher nichts weniger betrifft, als den Endzweck jeder Handlung unsers Lebens, und zwar bey einem Menschen, der nur dadurch über die thierische Schöpfung erhaben ist, daß er Vernunft besitzet, in diesem Falle, sage ich, sich von der Leidenschaft regieren zu lassen, oder bloß andern zu folgen, ohne vorher zu untersuchen, in wieferne ihre Handlungen das Resultat einer reifen Ueberlegung ist, das ist gewiß eine der größ-

größten Thorheiten, die man nur finden kann. Wir sind auf unserer Huth, damit man uns nicht in Kleinigkeiten betrügt, und wir bekümmern uns nicht um Sachen von der größten Wichtigkeit? „Sind wir nicht, sagt ein angesehener Schriftsteller hierüber, äußerst sorgfältig in Sachen von dem geringsten Werth? Giebt man uns eine Münze, die uns verdächtig scheint, stutzen wir nicht? bringen wir sie nicht auf den Probierstein, ehe wir sie nehmen? Und wird dieß nicht für kluge Vorsicht gehalten? Und tadelt man uns nicht, wenn wir es nicht thun? Wie weit mehr ist es unsere Pflicht, uns nicht hier hintergehn zu lassen?“

Unsere Glückseligkeit mag bestehen, worinnen sie will, so muß es Etwas seyn, das unserer Natur angemessen ist. Dieß fällt aus dem Bestreben eines jeden einzelnen Menschen in die Augen, er mag ein Staatsklügling, ein Geizhals, ein Philosoph, oder ein Wollüstling seyn. Der erste setzt seine Glückseligkeit in Ehrgeiz: der zweyte in den Besitz des Geldes: der

dritte

dritte in den Anbau seines Verstandes: der vierte in den Besitz sinnlicher Vergnügungen. Die Liebe nach Ruhm, das Verlangen, für größer, als die übrigen Menschen gehalten zu werden, das Vermögen, es in unserer Gewalt zu haben, diejenigen uns verbindlich zu machen, die durch irgend eine Handlung, oder den Besitz einer liebenswürdigen Eigenschaft, sich unsere Hochachtung erworben: und auf der andern Seite das Verlangen Geld zu besitzen, wodurch wir uns alle Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen können: unsern Nebenmenschen im Elende aufzuhelfen, und unsern Freunden und Bekannten beyzustehen, ist jedermann natürlich: nicht weniger ist es die Erkänntnißbegierde, oder die Befriedigung der Sinnen. Weil also unsere Glückseligkeit, sie mag seyn was sie will, in Etwas muß enthalten seyn, was unserer Natur gemäß ist, und wir verlangen ausfündig zu machen, worinnen sie bestehen mag; so müssen wir die Principien unsers Wesens untersuchen. Der Mensch besteht

aus

aus zween Theilen: einem materiellen und unmateriellen, oder in andern Worten, einer geistigen und körperlichen: durch den einen ist er mit seinem Schöpfer, durch den andern mit der thierischen Schöpfung verbunden. In so fern nun ein unmaterielles Wesen über ein bloß materielles erhaben ist, so ist es auch unser geistiger Theil über unsern körperlichen. Da nun derselbe der edelste ist, so muß uns auch die Sorge dafür am ersten angelegen seyn. Viele der alten Philosophen hatten eine so große Meynung von der Erkänntniß, daß sie glaubten, darinn bestünde unsere ganze Glückseligkeit. *) Einer der Weisesten von ihnen, in einer Speculation über das göttliche Wesen, glaubte, „daß der Mensch, der in dem reinen Genuß seiner Seele leben könnte, und im eigentlichsten Verstande das göttliche Principium nährte und pflegte, der glücklichste in sich selbst sey und von den Göttern am meisten geliebt werde.“ Denn wenn

*) S. Harris Hermes.

wenn die Götter sich um das bekümmerten, was unter den Menschen vorgieng, wie es zu vermuthen stünde, so müßten sie sich nothwendig über das freuen, was äusserst vortrefflich und durch die Natur ihnen am nächsten verwandt wäre: und da dieß die Seele sey, so müßte ihnen der auch der geliebteste seyn, der sie am meisten bearbeitete und ehrte, und dieß sowohl weil er das, was ihnen theuer wäre, werth hielt, als weil er dadurch thäte, was löblich und recht wäre."

Was den Genuß des Lebens anbetrifft, so ist erfoderlich, daß wir nicht nur mit den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten desselben versehen seyn, sondern auch mit dem, was einigermaßen zum Vergnügen gehöret. Zu dem Ersten gehöret Nahrung, Kleidung und Wohnung: das Letzte begreift alles, was überflüßig ist. Lebte ein Mensch ausser der Gesellschaft, so würde es ihm schwer seyn, sich die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen. Das beste, das er erwarten könnte, würde eine Höhle zu seiner Wohnung, Früchte

zu

zu seiner Speise, eine Thierhaut zu seiner Kleidung, und Wasser für seinen Trunk seyn.

Wenn also die Gesellschaft nöthig ist, uns die Bedürfnisse und Gemächlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und wenn diese Bedürfnisse und Gemächlichkeiten des Lebens zu unserer Glückseligkeit nöthig sind, so ist auch die Gesellschaft für unsere Glückseligkeit nöthig: und wer jemals, außer der Gesellschaft glücklich zu seyn, erwartet, der muß glauben, daß er in Etwas glücklich seyn könne, was seiner Natur widerspricht: dieß aber ist, wie wir gezeigt haben, unmöglich. Wann wir aber die Vortheile, die wir von der Gesellschaft einärndten, in ihrem ganzen Lichte sehen wollen; so dürfen wir nur Engelland mit den Wildnissen von Amerika, oder London mit einer Stadt in Nordschottland vergleichen. Die Vortheile, die wir von der Gesellschaft und dem Handel ziehen, sind gegenseitige, da eines das andere voraussetzet. Ist aber die Gesellschaft zu unserer Glückseligkeit nöthig, so muß al-

les, was der Gesellschaft nachtheilig ist, auch unserer Glückseligkeit nachtheilig seyn. Daß aber Handlungen der Betrügerey und des Raubs und alles was durch sie erhalten wird, es mag Reichthum, Macht, Vergnügen oder sonst dergleichen seyn, verderblich sind, erhellet aus ihrem eignen Charakter. Es ist aber unmöglich, nicht vielerley solche Dinge zu suchen, wofern wir nicht eine Fertigkeit oder Neigung haben, alle Menschen ihr eigen zu machen und die Wohlfarth und das Interesse der Gesellschaft zu beobachten.

Und was ist dieß anders, als Gerechtigkeit? Jedes Ding also, was mit der Gerechtigkeit nicht besteht, ist der Gesellschaft nachtheilig und mithin auch unserer Glückseligkeit. Es ist also nothwendig, wenn wir glücklich seyn wollen, daß wir in allen unsern Handlungen, in allen unserm Bestreben, dasjenige zu thun suchen, was die Gerechtigkeit fodert. Wir haben schon bemerkt, daß der Gebrauch unsers geistigen Theils in der Känntniß besteht: nun wollen wir auch von unserm körper-

lichen

lichen Theile reden. Der Gebrauch desselben besteht in unsern Sinnen. Dazu ist eine gute Gesundheit nothwendig. Wollen wir ihrer genießen, so müssen wir die Erhaltung unserer Gesundheit zu unserer ersten Sorge machen. Nichts aber ist ihr nachtheiliger, als Auschweifung, und nichts vortheilhafter, als Mäßigkeit. Um also glücklich zu seyn, müssen wir in allen unsern Belustigungen mäßig seyn; dieß erhält die Gesundheit und ohne sie ists unmöglich, des Gebrauchs unserer Sinnen zu genießen.

Die Summe unserer Foderungen läuft also dahinaus. Unsere Glückseligkeit, sie bestehe worinnen sie wolle, muß in Etwas bestehen, was unserer Natur angemessen ist. Wir bestehen aus zween Theilen, einem materiellen und immateriellen. Zu dem Genusse des letztern ist nöthig, daß wir einige Zeit und Fleiß unserer Erkänntniß wiedmen. Da wir als materielle Wesen nicht wohl ohne Gesellschaft leben können, so ist erfoderlich, daß wir in allen unsern Handlungen, in allem unsern Bestreben nichts thun, was nicht mit der Ge-

rechtigkeit bestehen kann; und da zu dem Genusse unsers materiellen Theils eine gute Gesundheit, und der sicherste Weg, sie zu erhalten, die Mäßigkeit ist, daß wir in allen unsern Vergnügungen mäßig seyn müssen. Glückseligkeit scheint also in der Ausübung der Erkänntniß, der Mäßigkeit und der geselligen Tugenden zu bestehen.

„Demokles, einer der Höflinge des ältern Dionysius, Tyrannen von Syrakus, machte beständig ein großes Aufheben von seinen Schätzen, seiner Größe, der Anzahl seiner Truppen, dem Umfange seines Reichs, der Pracht seiner Paläste und dem Ueberflusse aller Herrlichkeiten und Freuden, die in seinem Besitze wären, indem er stets wiederholte, daß niemand glücklicher sey, als Dionysius.“—“ Hast du wohl Lust, sagte Dionysius, da du das glaubst, eine Probe zu machen und meine Glückseligkeit in eigner Person zu genießen?“ — „Die Anerbietung wurde mit Freuden angenommen, und Demokles auf ein golden Bette, mit Teppichen von unschätzbarem Werthe behangen, gesetzt:

setzt: der Tisch daneben mit Gefäßen von Gold und Silber beladen. Die schönsten Sklaven stunden in den kostbarsten Kleidern umher und erwarteten den kleinsten Wink, ihm zu dienen. Der ausgesuchteste Balsam, die süßesten Wohlgerüche waren verschwendet und die leckerhaftesten Speisen aufgetragen. Demokles war ausser sich vor Freuden und hielt sich für den glücklichsten Sterblichen in der Welt, als er zum Unglück seine Augen empor hub, und über seinem Haupte die Spitze eines Schwerdtes gewahr wurde, das an der Decke an einem einzigen Pferdehaar hieng. Es brach ihm sogleich ein kalter Schweiß aus und alles verschwand vor ihm im Augenblicke: er sah nichts als das Schwerdt und konnte an nichts als seine Gefahr denken. In der äussersten Furcht, bat er um die Erlaubniß, sich wegbegeben zu dürfen, und erklärte sich, daß er nicht länger glücklich seyn möchte."

# XVII.

# Ueber das sinnliche Vergnügen.

Wirf Wollust, Freude, Pracht hinweg;
Dann wird man, sagst du, glücklich seyn.

Alle Wissenschaften verbieten sinnliche und eitle Wollüste, sobald sie ausschweifend sind. Der Metaphysiker verwirft sie, als Dinge, die einer unsterblichen Seele unwürdig sind; der Mathematiker sieht sie als eine Zerstreuung an, die alles Nachdenken hindert: und der Politiker stellt sie als Feinde der öffentlichen Wohlfarth vor. Aber wir brauchen dieser Zeugnisse nicht. Die Erfahrung überzeugt uns, daß die Wollust die Vernunft verfinstert, die Seelenkräfte schwächet, den edlen männlichen Geist dämpfet, der der unterscheidende Charakter des Mannes seyn sollte: und kurz, den Körper entnervt. Es war die Wollust, die

die berühmten Staaten Griechenlandes zu Grunde richtete, der Römer Untergang war, Städte verwüstete, Höfe verdarb, die Schätze der Großen erschöpfte, die den Jüngling verzehret, daß ihm nichts übrig bleibt, als Ekel, Armuth, Krankheit und Tod. Doch worinnen bestehen die Reize dieser Vergnügungen, die alle Welt anbetet? Bloß in der Einbildung, die sie in falsche Farben kleidet, und mit solcher Geschwindigkeit forttreibt, daß sie dem Regenbogen gleichen, der durch die Wolken geht und verschwindet. Ich wünschte, daß man eben so in der Moral, wie in der Physik Chymisten hätte, und die Kunst erlernen könnte, jedes Ding, das uns rühret, oder schmeichelt, gleich in sein Grundwesen aufzulösen. Wir würden alsdann nach dieser Auflösung unserer Ergötzungen finden, daß uns gegen einen Verdruß oder Ekel von tausend Stunden, mit Mühe eine viertel Stunde von Vergnügen übrig bleiben würde. Die Liebhaber der Wollüste wollen unaufhörlich des Gegenstandes ihrer

Lieblingsneigung genießen: aber sie erfahren bald einen höchstunangenehmen Ueberdruß, dem sie nicht abhelfen können. Sie laufen beständig nach Vergnügen und erhaschen ein bloßes Phantom: sie möchten sich gern alles verschaffen, was dem Körper schmeicheln kann, und arbeiten bloß daran, ihn zu peinigen. Sie machen Entwürfe zu einem ganz lächelnden und freudigen Leben: aber bald ist ihr Geschmack stumpf, ihre Stärke vernichtet, ihre Gesundheit verdorben; und nach wenig Tagen verwelken die bunten Bluhmen und ihre Jugend ist abgelebtes Alter und Schwachheit. Sollten die Krankheiten auf die Gräber geschrieben werden, die die Menschen tödten, so finden wir, daß das Vergnügen die meisten Menschen tödtet.

Wenn ich den gemeinen Irrthümern über den Artikel des Vergnügens nachdenke, so sehe ich die Ursache des menschlichen Elendes. Die Menschen sind durch den falschen Begriff, den sie sich vom Vergnügen machen, die Künstler ihres

eignen

eignen Unglücks: und sie filtriren, wenn ich so sagen darf, ihren eignen Gram. Ganz gewiß wissen die meisten Menschen nicht, worinnen die Glückseligkeit besteht. Bald bilden sie sich ein, daß sie am Hofe zu finden sey, ob gleich die Erfahrung sie tausendmal gelehret hat, daß es der Aufenthalt schlauer Ränke, fehlgeschlagener Hoffnungen, und quälender Unruhen sey. Bald hoffen sie dieselbe in Reichthum und Ehre zu finden: und doch kann ihnen nichts, als die Mäßigkeit wahres Vergnügen verschaffen. Bald erwarten sie sie von der Liebe: und die Liebe ist Ungeduld, Unruhe, Sklaverey und oft Verzweiflung. Wie mancherley Kummer füllt die Herzen der Großen! Wie vielerley Quaalen breiten über goldne und azurnene Paläste ihre Flügel aus.

Und doch ist die Freude leicht zu finden. Denn wer nur die Unschuld liebt und Ergötzungen suchet, die eines unsterblichen Wesens würdig sind, wird sie geschwind entdecken. Er wird sie selbst in den Farben eines Schmetterlings, in dem Ge-

murmel eines Bachs, in der Süßigkeit wohlschmeckender Früchte, in dem Wohlgeruch der Bluhmen und in einer reizenden Aussicht finden. Bald wird er ein nützliches, ein angenehmes Buch lesen, bald mit einem gefühlvollen Freunde sich unterhalten, bald ein harmonisches Instrument spielen, bald eine Zeichnung oder ein Gemälde entwerfen, und überall sie finden. Sie wird ihm unter der Gestalt eines singenden Vogels, eines glänzenden Sternes und in den Veränderungen und Abwechselungen der Erde begegnen. Diese Welt erneuert sich für ein philosophisches Auge beständig und mit jedem Augenblicke entdeckt es neue Reichthümer, und neue Schönheiten: die aufgehende Sonne in ihrem ganzen Glanze: der edle Purpur, der in den Wolken spielend, bey ihrem Untergange, die edelste Verzierung bildet: die silbernen Strahlen des Mondes, die den Wanderer erquicken und leiten: diese heitern Tage und entzückenden Nächte, in denen eine Art natürlicher Sternkunst sich unserer Gemüther be-

mächtiget und unsere Augen an das Firmament heftet. Kurz, was soll ich sagen? die ganze Natur nimmt das Herz desjenigen ein, der es ihr öffnet, die wahre Freude kennet, und dafür empfindlich ist. Die meisten unschuldigen Vergnügungen werden bloß deswegen unschmackhaft gefunden, weil die Menschen weder nachdenken, noch arbeiten wollen, gerade so, wie sie die größten Leckereyen ohne Geschmack verzehren, bloß weil sie der Annäherung des Hungers zuvorkommen. Die Natur bindet das Vergnügen bloß an den Mangel, und wir freuen uns niemals, wenn wir immer fröhlich seyn wollen. Wir haben ein Ende gemacht, und wünschen doch, daß unser Vergnügen keine Unterbrechung litte, ohne Ende wäre. Wo kann wohl ein Vergnügen grösser seyn, als wenn ein Gelehrter, von seinem Studiren ermüdet, sich in einen Wald begiebt und hier neue Kräfte und Thätigkeit sammelt. Mit dem ersten Schritte fühlt er neues Leben und eine Freude so rein, als die Luft, die ihn umgiebt.

giebt. Jedes Blatt verschafft ihm Unterricht! Mit welcher Zufriedenheit kehrten die Römer zu ihrem Pfluge, wenn sie nach der Arbeit des Kriegs Erholung suchten! Unsere Glückseligkeit hängt bloß von der Art ab, mit der wir der irrdischen Güter genießen und folglich sind sie auch nur auf gewisse Bedingnngen zugelassen. Es ist wahr, die Vorsehung hat uns Begierden gegeben; sie hat uns aber auch die Gränzen bestimmt, in wie weit wir ihnen eine Genüge thun sollen. Was würde aus der Gesellschaft werden, wenn jede einzelne Person nur ihren Lüsten gehorchen und ihre Befriedigung zum Augenmerke aller seiner Bemühungen und Handlungen machen wollte? Alle Pflichten des Lebens würden dadurch vernichtet werden und Laster und Tugend eins seyn: alle Ordnung, alle Policey, alle Gesellschaft aufgehoben werden. Die reinen, die bescheidenen Freuden eines unsterblichen Wesens sollten der beständigen Glückseligkeit des Himmels ähnlich seyn. O daß ich doch hier die geheime

Zufriedenheit einer tugendhaften Seele abschildern könnte! das Entzücken, das aus einem unbefleckten Herzen und aus dem Zeugnisse eines beyfälligen Gewissens entsteht, wann die Seele sich von der Erde losreißt, zur höchsten Quelle aller Glückseligkeit sich erhebt und bloß unsterbliche Freuden athmet! Wie weit übertreffen diese alle Vergleichung mit den strafbaren Ergötzungen, die alle Welt gefesselt halten und die sich, wie jene Tagepflanzen des Morgens öffnen, des Abends verwelken und — weg sind.

„Als einstens ein Vergleich wegen der Auswechslung der Gefangenen zwischen den Römern und dem Pyrrhus, Könige von Macedonien, im Werke war, nahm der letzte, da er den Abgesandten eine allgemeine Antwort ertheilet, den Fabricius bey Seite und redete ihn folgendermassen an: Was dich anbelangt, Fabricius, so kenne ich deinen Werth. Ich weiß, daß du ein vortrefflicher Feldherr und vollkommen fähig bist, eine Armee zu commandiren: ich weiß, daß du gerecht und mäs-

sig,

sig, ja ein vollkommen tugendhafter Mann bist. Ich weiß aber auch, daß du arm bist, und muß gestehen, daß dich das Glück ganz vorzüglich schlecht behandelt hat, indem es dich in die Klasse der armen Rathsherren gesetzt hat. Um diesem Mangel abzuhelfen, bin ich bereit, dir so viel Gold und Silber zu geben, wodurch du dich über die reichsten Bürger von Rom erheben kannst: denn ich bin vollkommen überzeugt, daß kein Aufwand einem Fürsten mehr Ehre bringt, als den er auf die Unterstützung großer Männer anwendet, die durch ihre Armuth gezwungen sind, ein Leben zu führen, das ihren Tugenden nicht gemäß ist, ja, daß ein König seiner Schätze zu keiner edlern Absicht gebrauchen könne. Du darfst inzwischen nicht glauben, daß ich deswegen von dir einen unbilligen oder unanständigen Dienst zur Vergeltung fodere. Ich erwarte nichts von dir, als was mit deiner Ehre vollkommen bestehen, und in deinem eignen Lande dein Ansehn und deine Würde befördern kann. Ich be-

schwö-

schwöre dich also, mich durch deinen Credit bey dem römischen Rathe zu unterstützen, der sich bisher in Ansehung des Vergleichs, den ich vorgeschlagen, so unbiegsam bezeiget und niemals die Gesetze der Mäßigkeit auf einige Weise zu Rathe gezogen hat. Ich brauche einen tugendhaften Mann und einen treuen Freund: und du auf deiner Seite einen Fürsten, dessen Freygebigkeit dich in den Stand setzen möge, dem menschlichen Geschlechte nützlicher zu seyn und mehr Gutes zu thun. Laß uns also einander in allen künftigen Vorfällen des Lebens gegenseitige Hülfe leisten. —"

Fabricius versetzte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „Ich brauche wohl der Erfahrung nicht zu erwähnen, die ich von Verwaltung sowohl Privat- als öffentlicher Angelegenheiten haben mag, weil du davon wahrscheinlicher Weise unterrichtet bist. Was meine Armuth anbetrifft, so scheint sie dir so bekannt zu seyn, daß ich nicht zu erzählen brauche, wie ich weder Geld noch Sklaven habe, die mir Et-

 was

was verdienen könnten; daß mein ganzes Vermögen in einem Hause von keinem sonderlichen Ansehn besteht, und in einem kleinen Stückchen Feldes, das mir meinen Unterhalt giebt. Aber wenn du glaubst, daß meine Armuth meinen Zustand unter jedes andern Römer seinem erniedrige, und daß ich, indem ich die Pflichten eines ehrlichen Mannes erfülle, deswegen weniger geachtet werde, weil ich nicht zu den Reichen gehöre, so muß ich dir sagen, daß diese Vorstellung von mir nicht richtig ist, und daß du von demjenigen betrogen worden, der dir sie beygebracht. Ob ich gleich keine Reichthümer besitze, so habe ich doch niemals geglaubt, daß mir dieses zum Nachtheile gereiche, ich mag mich als eine öffentliche oder Privatperson ansehen. Haben meine dürftigen Umstände jemals mein Vaterland bewogen, mich von den rühmlichen Geschäfften auszuschließen, die die edelsten Gegenstände der Nachahmung bey großen Seelen sind? Man hat mir die höchsten Würden anvertraut und ich sehe mich an der Spitze der

herr-

herrlichsten Gesandtschaften. Eben so werde ich zu den edelsten Versammlungen gerufen und die heiligste Verwaltung der Religion ist meiner Sorgfalt anvertrauet. Wenn die wichtigsten Angelegenheiten in Berathschlagung kommen, so werde ich dazu berufen und sage meine Meynung so gut als ein anderer. Ich halte den Reichsten und Mächtigsten in der Republik das Gleichgewichte, und ist ja Etwas, worüber ich mich zu beklagen Ursache habe, so ist es, der zu übertriebene Beyfall, die zu große Ehre, die mir meine Mitbürger angedeihen lassen. Die Geschäffte, die ich besorge, kosten mich nichts mehr, als jedem andern Römer. Rom hat durch seine obrigkeitlichen Würden noch niemanden Gelegenheit gegeben, daß er sich dabey zu Grunde gerichtet. Hierinnen ist es von vielen andern Städten unterschieden, wo das Publikum äusserst arm, Privatpersonen aber unendlich reich sind. Wir sind alle in einem Stande des Ueberflusses, so lange es die Republik ist, weil wir ihre Schätze als un-

sere eigne ansehen. Der Reiche und Arme wird auf gleiche Weise zu Geschäfften gezogen, nachdem sie jeden ihres Vertrauens werth hält und sie kennet keinen Unterschied unter ihren Bürgern, als den, der sich auf Verdienst und Tugend gründet. Was meine Umstände insbesondere anbetrifft, so bin ich so wenig mit meinem Schicksale unzufrieden, daß ich mich für den glücklichsten Mann halte, wenn ich mich mit den Reichen vergleiche, und bin so gar stolz auf dieses mein Schicksal. Mein kleines Feld, so armselig und unfruchtbar es auch ist, giebt mir alles, was ich brauche, so bald ich es gehörig baue und ihm die Früchte anvertraue, die es trägt. Was verlange ich mehr? Jede Speise ist für meinen Gaumen gut, da sie der Hunger würzet. Ich trinke mit Wollust, wann mich durstet und genieße der ganzen Süßigkeit des Schlafs, wann mich die Arbeit ermüdet hat. Ich befriedige mich mit einem Kleide, das mich vor der Strenge des Winters schützt, und von allen den mannichfaltigen Möbeln,

die

die zu einerley Gebrauche dienen, ist mir die geringste auch die allerbequemste. Ich würde unvernünftig und ungerecht seyn, wenn ich mich über das Glück beklagte, da es mir alles giebt, was die Natur erfodert. Was das Ueberflüßige anbetrifft, so muß ich gestehen, daß es mir Alles versagt hat: aber es hat mich dafür ohne den geringsten Wunsch, dasselbe zu besitzen, gebildet. Worüber sollte ich mich also beklagen? Es ist wahr, der Mangel des Ueberflußes setzt mich außer Stand, den Armen damit zu dienen, welches der einzige Vortheil ist, um den man den Reichen beneiden kann: aber wann ich der Republik und meinen Freunden ein Theil von dem Wenigen gebe, was ich besitze, und meinem Vaterlande alle die Dienste leiste, die ich ihm leisten kann; mit einem Worte, wann ich alle die Pflichten, die mir obliegen, nach meinem besten Wissen und Vermögen erfülle, was kann mir mein Gewissen vorwerfen? Wäre jemals der Wunsch nach Reichthum mein Ehrgeiz gewesen; so habe ich so lange mit

Verwaltung der Republik zu thun, und tausend Gelegenheit gehabt, große Reichthümer zu sammeln, und selbst ohne dabey Vorwürfe fürchten zu dürfen. Hätte ein Mensch wohl eine günstigere haben können, als die sich mir vor wenig Jahren anbot. Ich wurde mit der consularischen Würde begleitet und wider die Samniter, die Bruttier und die Lucanier, an der Spitze eines zahlreichen Heeres geschickt. Wir verwüsteten eine große Strecke Landes und schlugen den Feind in verschiedenen Schlachten. Wir bemächtigten uns reicher und blühender Städte: ich bereicherte die ganze Armee durch die gemachte Beute: ich gab jedem Bürger das Geld wieder, das er auf die Kriegskosten verwandt; und nachdem ich die Ehre des öffentlichen Triumphs genossen, lieferte ich vierhundert Talente in den öffentlichen Schatz. Nachdem ich einen so ansehnlichen Vortheil vernachlässiget, da ich doch volle Gewalt hatte, mir selbst davon einen Theil zuzueignen: nachdem ich so unermeßliche Reichthümer

ver-

verachtet, die ich mir mit Recht anmaßen konnte und die Beute der Feinde der Liebe zum Ruhme, wie Valerius Publicola und andere große Männer aufgeopfert, deren uneigennützige Großmuth Rom zu einer so glorreichen Höhe erhoben, würde es mir wohl itzt anstehen, das Gold und Silber anzunehmen, das du mir anbietest? Was würde man von mir denken und welches Beyspiel würde ich den römischen Bürgern geben? Wie könnte ich bey meiner Rückkehr ihre Vorwürfe erdulden? wie selbst ihre Blicke? Würden mich diese ehrwürdigen Censoren, deren Pflicht es ist, über Zucht und Sitten mit einem aufmerksamen Auge zu wachen, nicht vor der ganzen Welt wegen der Geschenke, die du mir aufdringen willst, zur Rechenschaft ziehen? Behalte also deine Reichthümer für dich; ich will meine Armuth und meine Ehre behalten.“

Dionysius von Halikarnaß.

# XVIII.

## Ueber das Schwören.

Obgleich das Laster den Sinnen ein kurz dauerndes Vergnügen geben kann, so gewährt ihm doch nur die Tugend wahre Freuden.

Anonymus.

Ein gewisser großer Mann unserer Nation sagt: „gemeine Schwörer verkaufen ihre Seelen dem Teufel gratis," da sie nicht einmal ein Vergnügen dafür zur Belohnung haben. Ohne Zweifel ist die Bemerkung nicht übel: denn kein Mensch von Verstande kann behaupten, daß in dieser schändlichen Gewohnheit der Genuß eines Vergnügens zu finden sey. Worinnen muß also die Ursache liegen, daß gleichwohl so viele Menschen darein verfallen? Mich deucht, es kömmt entweder aus Trockenheit der Erfindung, aus dem Umgange mit schlechter Gesellschaft, aus Ubermaaß im Trunke, aus einer falschen Schaam, daß man nicht ein Sonder-

derling zu seyn scheinen will: oder endlich aus einem abscheulichen Verlangen für gottlos gehalten zu werden, bloß um der Gottlosigkeit willen, ohne Vergnügen oder Vortheil davon zu haben. Die Trockenheit der Erfindung ist, wie ich glaube, der erste Bewegungsgrund zum Schwören. Die Menschen sind oft in Verlegenheit etwas vorzubringen; es steigt ein jähling er Gedanke auf: um diesen so lang, als möglich auszudehnen, so spicken sie ihn mit Schwüren und Betheurungen, ohne daran zu denken, ob es strafbar sey oder nicht. Sie sehen, daß Narren wie sie, sie anhören: und da keiner so dumm ist, um nicht Etwas von der Schmeicheley zu verstehen, so werden ihnen wohl noch oft Komplimente über ihren glänzenden Verstand gemacht, und sie beharren bey einer Gewohnheit, wodurch sie wohl noch gar Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich zu ziehen glauben, und werden dadurch unverbesserlich. Ueble Gesellschaft, wodurch man sich nach und nach dazu gewöhnt, ist ebenfalls eine Ursache. Hat

ein Mensch Verstand, so wird er bald das Unanständige davon einsehen und sich noch zur rechten Zeit bessern: doch ist dieß nicht, so wette ich zehne gegen eins, er billiget es nicht nur, sondern macht es auch bald nach. Völlerey, die Quelle aller übrigen Laster, ist ebenfalls nicht selten eine Ursache. Ein Mann mag noch so viel Talente haben, läßt er sich den Trunk seinen Verstand rauben, so verliert die Vernunft die Herrschaft. Seine Leidenschaften, welche schlummerten, erwachen mit doppelter Kraft, und schleudern ihn mit Gewalt in Abgrund und das Schwören ist in diesem Falle immer der Vorbote alles Uebrigen: es ist das Zeichen, wodurch man bekannt machet, daß man seiner nicht länger mächtig ist.

Ich habe oft junge Leute gekannt, die, wann sie in die Welt eintreten, aus einer übelverstandenen Schaam, sich allen Lastern ihrer Gesellschaft überlassen. Es war ihnen unmöglich, sich dem Gelächter erklärter Wüstlinge auszusetzen: sie

kannten die Schönheit der Tugend, und den Beyfall eines guten Gewissens nicht genug, das uns in Stand setzt, die Laster und Thorheiten des schwindelnden Haufens zu verachten, anstatt es nachzuahmen. Mancher sonst gute Mann ist aus Mangel eines tugendhaften Zutrauens verloren gegangen.

Was die ganz niedrige Klasse von Schwörern anbetrifft, ich meyne die, die bloß deswegen schwören, weil es eine Sünde ist, so weiß ich nicht, wie man sie zu sich selbst bringen kann; sie sind des Teufels Handlanger auf Erden, gehen umher und suchen, wen sie verschlingen mögen. Vielleicht ist noch eine Ursache dazu da, die ich am ungernsten erwähne: es ist der Wunsch junger muthiger Leute, nach der Mode zu seyn und für große Geister gehalten zu werden. Es giebt nicht wenig Leute vom Stande, die sich dadurch in ihren Reden eine wichtige Miene zu geben glauben: viele sind aus Unüberlegsamkeit ihrem verderblichen Exempel gefolget und auch dadurch hat sich das

Uebel ausgebreitet. Möchte es doch das schöne Geschlecht auf sich nehmen, so wie in den übrigen Dingen, also auch hierinnen Verbesserer der Sitten zu seyn. Sie dürften nur diejenigen mit Verachtung abweisen, (und wann sie sonst noch so viel gute Eigenschaften hätten,) die sich einfallen ließen, in ihrer Gesellschaft unartig zu schwören. Ich bin überzeugt, diese Gewohnheit würde bald aufhören: denn es ist kein sicherer Mittel, die Menschen tugendhaft zu machen, als wenn man die Tugend zur Mode machet.

XIX. Ueber

# XIX.

## Ueber die Thorheit des schönen Geschlechts, ihre Schönheit durch Schminke zu erheben.

So vielerley Gestalten nehmen die Weiber an, die Männer zu betrügen.

Lansdown.

Da das schöne Geschlecht nichts weniger, als das männliche von Fehlern frey ist: so hoffe ich, man wird die Freyheit, die ich mir mit ihnen nehme, nicht als einen Mangel der Hochachtung ansehen. Meine Absicht ist, sie den mancherley Thorheiten und abgeschmackten Moden zu entreißen, deren sie sich so gut als der andre Theil der Schöpfung theilhaftig machen. Die vorzügliche Schönheit unserer Damen vor andern Ländern ist so wohl von Fremden, als von Einheimischen, die gereiset sind, oft bemerket worden: aber es herrschet unter ihnen die häß-

häßliche Mode, daß sie ihre Gesichter malen, die um so viel mehr häßlich ist, weil es nicht nur ihre Gesichtsfarbe gänzlich verdirbt, sondern auch ihrer Gesundheit äusserst schädlich ist. Wenn sie wüßten, aus was für gefährlichen Ingredienzen oft diese Quacksalbereyen bestünden, wie sehr würden sie erschrecken.

Ich habe oft bemerkt, daß, wenn die Damen in ein neugemaltes Zimmer eintreten; sie voller Angst zurückbeben, damit ihnen der Dunst und üble Geruch nicht schade: und gleichwohl malen sie sich mit Dingen, die zehnmal schädlicher sind, als jene, um sich, wie sie glauben, dadurch hübscher zu machen. Ueberlegten sie nur, daß auch ein stumpfer Kopf den Betrug so leicht entdeckt, und daß sie dadurch um so viel verächtlicher werden, als sie sich dadurch zu verschönern glauben, so würden sie damit nicht so verschwenderisch seyn. Es ist etwas sehr gemeines, daß, wenn sie an öffentliche Oerter gehen, wo man sich dieser unnatürlichen Verschönerung am meisten zu be-

dienen pflegt, sie sich selbst dadurch lächerlich machen. Die Mühe und Angst, die es ihnen kostet, sind der gefährlichen Folgen nicht werth, deren sie sich aussetzen, und die sie nicht selten mit Schaam überhäufen. Man sieht sehr oft, wie sie bey einer großen Wärme und mithin heftiger Ausdünstung, es nicht wagen dürfen, ihre Schnupftücher an ihre Gesichter zu bringen, aus Furcht, ihre gekünstelte Schönheit zu vernichten und wie oft manche, wann der Schweiß über ihre Wangen herabfließt und sie wider Willen hinwegnimmt, zum Gelächter der ganzen Gesellschaft ein Gesichte verräth, worüber sie selbst vor ihrem Spiegel erschrecken würde. Da die Kunst der Natur hierinnen es noch weniger als in allen übrigen Dingen iemals gleich thun kann, so ist es eben so sehr dem gemeinen Menschenverstande als der Natur zuwider. Indem sie diese anders machen wollen, als sie ist, spotten sie über die Natur und diese macht sie zum Spotte. Denn wie kann diese künstliche Malerey den Ausdruck der

Schön-

Schönheit geben oder die Röthe der Gesundheit ersetzen, da sie sich so leicht verräth was sie ist und bey dem geringsten Umstande die Gesichter weit schrecklicher und verwelkter darstellt, als wenn man sie immer in ihrer natürlichen Gestalt sähe. Wie sehr muß dieß den Grad des Abscheues bey jedem vermehren, wenn er sich so betrogen sieht. Leute von Verstande sehen sie ohnedieß allezeit mit Verachtung und als Bildnisse unbeteudender Menschen durch gemeine Maler an, als Bilder von Bildern. Ein gewisser französischer Schriftsteller saget: „Sie kommen mir vor, wie ein einfältiger Tropf, der eine schöne Statue hat und sie vergulden läßt: so malen sie ihre Gesichter, und sehen wie alte Bacchanalische Nymphen aus, in der albernen Einbildung, als ob die Schmiererey ihren Augen einen durchdringendern Glanz gäbe. Diese Gewohnheit, die sich bloß für wilde Völker schickt, verwandelt die schönsten Gesichter in gemalte Pagoden." — Die Schönheit besteht nicht bloß in der äusserlichen Gestalt;

stalt, sondern in Verschönerung der Seele: und ist Schönheit, mit Verstand und Tugend in ihr verbunden, so ist sie ein Engel auf Erden: hat sie das nicht, so ist sie das Gegentheil. Wann die erborgte Schönheit ihr Lächeln, wann der Glanz ihrer Augen und die Blüte ihrer Wangen den Einfluß durch ihre Neuheit verloren, was bleibt übrig, als ein Tyrann, dem seine Macht entrissen worden und den nunmehr kein Mensch ohne Unwillen und Haß ansieht. Nun tritt bey einem solchen Gegenstande der Zorn an die Stelle der fehlgeschlagenen Hoffnung, die Begierde zu quälen an die Stelle der Begierde zu gefallen: hat sie einen Mann, so wird sie ihn treiben, eine Maitresse aufzusuchen, bloß damit er sich an die Schönheit seiner Frau erinnern möge, die nicht länger dauerte, als bis er sie kannte. Will man die Kunst kennen lernen, schön zu seyn, so suche man vor allen Dingen gut seyn: ie mehr man an Tugend wächst, desto mehr nimmt die Schönheit zu. O möch-

ten doch also unsere Schönen diese erkünstelten Reize ablegen und bloß diejenigen tragen, die ihnen die Natur gab und die jene so sehr an Wahrheit und Anmuth übersteigen; möchten sie sich immer erinnern, „daß des Heuchlers Hoffnung zu Schanden wird.“

## XX.

## Ueber den verkehrten Gebrauch des Worts, Akademie.

Es ist schwerlich Etwas zu finden, so gut auch anfänglich die Absicht war, das nicht in der Folge eine verkehrte Bedeutung bekommen sollte. Das Wort Akademie, bedeutete ursprünglich eine Schule zu Erlernung der Künste und Wissenschaften: das Wort ward von einer Sekte alter Philosophen genommen, die sich Akademiker nannten: aber die Anzahl dieser Seminarien, die ihrer ersten Absicht ge-

treu sind, ist nicht groß, so viele sich auch des Namens der Akademien bedienen.

Eine junge Frauenzimmerakademie sollte durchaus weiter als auf die bloße Erlernung der französischen und italiänischen Sprache und das Tanzen gehen. Der feine Gebrauch der Nadel, die unsere alten Damen so gut zu gebrauchen wußten, ist ganz erloschen. Aber statt dieser veralteten Dinge wird man mehr zu dem geschickt gemacht, was die große Welt, oder der bon ton heißt, das ist, eine Hauptperson bey allen öffentlichen Lustbarkeiten und hauptsächlich auch denen spielen zu lernen, die nicht allezeit mit Tugend und Unschuld bestehen können. Und sollte ein Frauenzimmer alle ihre Pflichten kennen und ausüben, und nichts von jenen Dingen verstehen, so würden ihr gewiß alle ihre Gespielinnen zurufen: „das arme Ding! Was ists denn mit ihr! Sie verstehn auch gar nichts vom bon ton und gehört noch in das vorige Jahrhundert!“ So viel für die Damen! Denn ob ich gleich davon ein Buch

schreiben könnte, so erlaubt mir doch meine zärtliche Hochachtung für sie, sie nicht zu beschämen, und ich wünsche nichts so sehr, als ihre Wiederkehr zu allem, was tugendhaft und anständig ist, und lieblich und wohl lautet.

Ich wende mich also zu den Akademien junger Herren. Und was sind dieser ihre Beschäfftigungen? Wahrhaftig eben so verkehrt suchen sie in jeder Art weibischer Kunst mit dem schönen Geschlechte um die Wette zu eifern. Singen, Tanzen, ein bischen Musik zu verstehen, französisch und italiänisch zu plaudern, ihre Muttersprache aber desto schlechter; eine unleserliche Hand zu kritzeln, Rechenkunst und Mathematik zu verabscheuen: dieß ist die Erziehung von dem größten Theile unsers jungen und vornehmen Adels, die sich ganz zu der lächerlichen und ärgerlichen Gattung von Menschen bilden, die man Stutzer, Galant hommes nennet. Von ihnen sagt man, daß sie die Welt kennen.

Die Welt kennen ist ein Ausdruck, der uns natürlicher Weise auf die Gedanken bringen sollte, er bedeute nichts anders als, die menschliche Natur kennen, Beobachtungen über Menschen und Dinge, Gesetze, Sitten und Gewohnheiten verschiedener Völker anstellen, Folgerungen daraus ziehen und sich durch solche Mittel geschickt machen, dem Staate zu dienen und wichtige Stellen zum Nutzen des Vaterlands und der Nation einnehmen zu können. Ich rede hier von Standespersonen, die itzt zu keiner andern Absicht die Welt durchreisen und das Leben studiren. Ihr ganzer Verstand, den sie mitbringen, ist eine Opernarie zu trallern, ihr Muth, einen armen schwachen Nachtwächter zu Boden zu schlagen, der schon ohnedieß zuvor kaum stehen konnte, ihr Witz, Fenster und Lampen einzuwerfen, und ihre Religion Gotteslästerung. Wenn Leute von Stand und Geburth sich so betragen, so darf man sich nicht wundern, wenn junge Pursche ihrem Beyspiele folgen und alle Gesetze der guten Sitten, Tu-

gend und Menschenliebe über den Haufen werfen.

Nur vor kurzem habe ich einen jungen Menschen gekannt, der sich auf diese Art zu Grunde richtete. Sein Vater war ein feiner Handelsmann, der, ob er gleich kein großes Vermögen und viele Kinder hatte, doch mit Ehren lebte und sie auch noch bey seinem Leben alle versorgte; den ältesten Sohn am besten. Er stund seine Jahre rühmlich aus und fand seine Versorgung in einer angesehenen Handlung. Bald aber ward er mit andern jungen lüderlichen Buben bekannt, die oft die westliche Seite der Stadt besuchten, um, wie sie zu sagen pflegten, die Welt zu sehen: das ist, sich in allen Lastern herumzuwälzen, ihr Geld zu verschwenden, ihre Gesundheit zu verwüsten, ihren Verstand, und Freunde und Verwandte zu schänden. Dieser junge Herr war bald König unter ihnen, er konnte das beste Sauflied anstimmen, den drollichsten Spaß machen, eine Schnacke zum Todtlachen erzählen, und es mit dem ärgsten unter ihnen aufneh-

nehmen. Ein lustiger Bube! ein närrischer verschlagener Hund! ein durchtriebener Vogel! ein Teufelskerl! Kurz er war alles zu seiner Zeit — Aber sein Geld war bald weg — sein Herr jagte ihn fort — seine Kleider wurden schabicht — er wollte von seinen Kameraden borgen — sie kannten ihn nicht mehr — seine Fröhlichkeit verließ ihn — eine tiefe Traurigkeit trat an deren Stelle und in kurzem — nahm er sich ein Leben, welches nur der ihn zu nehmen ein Recht hatte, der es ihm gegeben. O Jüngling fliehe die Thorheiten der Welt, sonst wirst du ein gleiches Ende haben. Wähle Tugend und Unschuld zu deinen Führerinnen, genieße des Lebens mit Mäßigkeit, lebe Gott zu Ehren und deinem Nächsten zum Nutzen, so wirst du der wahre Mann nach der Welt seyn.

---

# XXI.
# Ueber die feine Lebensart oder Politesse.

So wie ein Mann, der sich Fluchen und Schwören zur Gewohnheit gemacht hat, sich Verachtung zuziehet und der Gesellschaft eines tugendhaften Mannes nicht würdig ist, so hat derjenige, der eine feine Lebensart besitzt, Hochachtung und Wohlwollen zu gewarten. Diese aber besteht darinnen, daß man nichts Beleidigendes thut oder sagt, sondern alles, was wohlgefällig und angenehm seyn kann, und dieß mit einer gewissen Anmuth, Freymüthigkeit, Delikatesse in Betragen und Ausdruck. Es ist also hierbey zu bedenken, sowohl was in einer Sache soll gesagt und gethan werden, als auch die Art, wie solches geschehn soll. Dieß letztere ist ein Punkt von Wichtigkeit. Eine Person mag noch so dienstfertig und wohlwollend seyn; wenn sie ihre Dienste und Gefäl-

Gefälligkeiten nicht mit einer gewissen feinen Art thut, so ist sie doch nicht poli. Die Politesse unterscheidet sich selbst noch von der Höflichkeit. Poli seyn setzt noch etwas mehr, als bloß höflich seyn, voraus. Der feine Mann ist natürlicher Weise höflich, aber nicht so umgekehrt, nämlich in dem ganzen Verstande und Umfange, wie ich das Wort nehme.

Die Politesse begreift außer der Höflichkeit noch etwas mehr in sich. Die Höflichkeit geht hauptsächlich auf den Inhalt und Gegenstand unsers Betragens, aber die Politesse, auch auf die Art, wie solches geschieht. Es ist wahr, im gemeinen Leben werden sie nicht so sorgfältig unterschieden und es würde auch eine pedantische Affektation seyn: und doch können Gelegenheiten vorkommen, wo sich der Unterschied sehr deutlich zeiget. Die Politesse im eigentlichen Verstande ist eine gewisse feine Art zu reden und zu handeln. So wie man den Witz die Würze der Vernunft genannt hat, so könnte man die Politesse die Würze der Gutherzigkeit

nennen: denn sie ist eben das für ein gutes Herz, was der Witz für einen gesunden Verstand ist.

So wie viel Gesellschaft und Umgang den Menschen eine Miene des Witzes giebt, die von Natur einen sehr kleinen Antheil haben: eben so giebt sie auch und vielleicht noch öfter denjenigen den Anstrich guter Eigenschaften, die oft wirklich nichts weniger, als dieselben besitzen. Die Politesse des einen ist nur eine Farbe, die eine üble Gemüthsart versteckt, so wie der Witz eines andern, seinen leeren Kopf. Die Bekanntschaft mit der Welt ist das einzige Mittel die Politesse zu lehren und eines Menschen Sitten darzu zu bilden. Besondere Regeln lassen sich darüber nicht geben: man kann oft nicht durch den Ausdruck bestimmen, worinnen sie besteht, noch weniger jemanden die Fähigkeit zur Ausübung geben. Es ist ein großer Unterschied zwischen der spekulativen und praktischen Politesse. Alles was in Ausübung besteht, muß auch bloß durch Ausübung erlernt werden.

Es giebt gewisse Leute, die wenig Politesse, selbst im Mittelpunkte derselbigen haben, ich meyne dem Hof. Viel in der Welt zu seyn, reicht noch nicht zu, sich derselben theilhaftig zu machen, wenn man nicht dazu gehörige natürliche Eigenschaften besitzt: eben so wenig sind auch diese letzten nicht ohne den Umgang guter Gesellschaft hinreichend. Diese guten Eigenschaften sind ein großer Antheil von Menschenliebe und gutem Herzen, eine feine, delikate Denkungsart, um leicht zu unterscheiden, was unter jeden Umständen zu sagen und zu thun schicklich ist: eine biegsame Gemüthsart; eine Leichtigkeit alle üble Launen zu unterdrücken, um so wie es die Veranlassung erfodert, einer Meynung beyzupflichten, oder doch zu scheinen, als ob man es thäte. Die Verstellung aber, die so oft hierzu nöthig ist, bleibt immer eine sehr schwere Sache. Der Mensch ist von Natur aufrichtig, er sagt gern was er denkt und entdeckt seine eignen wahren Gesinnungen. Diese Neigung, so lobenswürdig sie an sich selbst ist, ist immer

für

für die Politesse eine große Hinderniß, da sie uns lehret, nichts zu sagen und zu thun, was andre beleidigen kann. Denn daraus folget, daß eine Person nicht alles sagen muß, was sie denket, noch thun muß, was sie gern thun möchte, so vernünftig übrigens ihre Gedanken und Handlungen seyn möchten. Ein großer Theil der Fehler, die wider die Politesse begangen werden, entstehen aus einer allzugroßen Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit: sie werden von Leuten begangen, die nicht Gewalt genug über sich haben, ihre Gesinnungen und Handlungen in die Gränzen einer feinen Lebensart einzuschließen, oder wenigstens bey gewissen Gelegenheiten zu schweigen. Man hört daher oft sagen: der oder jener ist ein guter Mann, ein vernünftiger Mann: aber er ist ein bischen gerade zu, und zu plump für den Umgang. Ein Mann von Verstand sieht und höret tausend Dinge in der Gesellschaft, die ihm, ungeachtet seines guten Herzens und seiner Nachsicht äusserst mißfallen: und er ist im Stande,

seine

seine Unzufriedenheit darüber zu entdecken. Es ist wahr, ein solcher braucht sich nicht unter seines Gleichen zu verstellen oder etwas zu verbergen: sie können vielmehr über seine wenige Aufrichtigkeit mit Recht zürnen. Aber sind denn alle, mit denen wir umgehen, unsers Gleichen? Oder vielmehr, wo finden wir die, die gerade so wie wir denken? Je mehr eine Person scharfsichtig und, man kann auch hinzusetzen, gutherzig ist, desto mehr findet sie Gelegenheit, die Welt durch den Umgang kennen zu lernen, und ihre Gesinnungen zurückzuhalten. Und doch ist die natürliche Neigung zur Aufrichtigkeit unter den Menschen allgemein genug. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Welt voll Heuchler und Betrüger ist: aber der größte Theil ist nicht so geboren, sondern der Charakter ist erlernt. Freylich haben sie von Natur Leidenschaften, die sie verbergen müssen, um sie desto eher zu befriedigen: aber dieß schadet nicht, daß sie ihrer Natur nach offen handeln und das gerade seyn würden, was sie scheinen,

wenn sie nicht die Erfahrung gelehret hätte, daß sie dadurch ihren Absichten zuwider handeln würde, und es muß ihnen allezeit viel Kampf gekostet haben, ehe sie es so weit gebracht haben. Ich berufe mich hierinnen auf die größten Meister in der Kunst der Verstellung. Die Gewohnheit verrichtet in diesem Falle die Natur niemals ganz. Eine beständige Verstellung ist ein gewaltsamer Zustand, eine Art von Sklaverey, der wir von Natur nicht unterworfen sind. Es kostet einer Person mehr oder weniger Kampf nach dem Maße, daß sie sich dazu gewöhnet hat, oder nach den Verhältnissen der Absichten, die sie dadurch zu erreichen denkt: doch kostet es ihr allezeit Etwas und höret niemals ganz auf, ein Zwang zu seyn.

„Honorius ist ein Mann, der sowohl seiner Geburth, als seines Vermögens wegen in Ansehen steht. Er hat von Natur einen guten Verstand, der durch eine regelmäßige Erziehung noch mehr gebildet worden. Sein Witz ist lebhaft und seine Sitten unbefleckt.

Ist dieß nicht ein liebenswürdiger Charakter? Und doch ist Honorius nicht geliebt. Er hat den Begriff, daß es der Ehre eines rechtschaffenen Mannes zuwider sey, nur ein Haarbreit von dem, was er für wahr hält, zu weichen, es sey bey was für Gelegenheit es wolle. Daher sagt er Alles, was er denkt, ohne Rücksicht auf die Gesellschaft, in der er ist, gerade heraus, und vertheidiget es aufs äusserste.

Ihr möget, sagt er, von mir denken, was Ihr wollt. Ich bekümmere mich viel um meine Mienen, meine Stellung und alle die künstlichen Lügen des äussern Betragens, Höflichkeit genannt. Ich überlasse diese kindischen Possen unsern Rathsherrn, oder weibischen Höflingen. Mich soll man aus meinen Handlungen und nicht aus meinen Verbeugnngen beurtheilen: denn ich besuche nicht meine Freunde, um meinem Tanzmeister Ehre zu machen. Was meine Art gegen andre zu handeln betrifft, so schränke ich sie darauf ein: die Wahrheit zu sagen, meinen

Neben-

Nebenmenschen zu dienen, und niemanden zu beleidigen. Nach diesen meinen Grundsätzen, werde ich mich zwingen und selbst verläugnen können, wann es seyn muß, um irgend dadurch nützliche Dienste zu leisten. In Sachen, die ich verstehe, gebe ich meinen Rath, so bald er gefodert wird. Mein Credit, mein Fürspruch und meine Börse ist allezeit dem Beystande meiner Freunde gewiedmet, oder wer derselben bedarf. Ich glaube aber von aller schmeichelhaften Gefälligkeit mit Recht frey zu seyn, die denjenigen, die sie verlangen, keinen wahren Vortheil verschaffet. Ich lobe selten andere, und verlange es eben so wenig von andern, weil niemand leicht mehr, als seine Pflicht thut, und alles Lob eine Art von Gift ist. Ich widerspreche dem, der einer falschen Sache Beyfall giebt, oder etwas Unrechtes saget, weil der ein Lügner oder Betrüger seyn muß, der nicht einer Lügen oder einem Irrthume widerspricht. Ich thue dieß allezeit mit Heftigkeit, um meinen Worten destomehr

Gewich-

Gewichte zu geben. Der Rang der Person, die ich angreife, muntert mich nur noch mehr auf, statt daß er mich abschrecken sollte: denn ie höher sie ist, desto wichtiger ist es, sie zu demüthigen. Damon ist eitel: ich erniedrige also seinen Stolz: Laura ist eine kleine Buhlerinn, ich werfe ihr also öffentlich ihre Schelmereyen vor: Leander, ein Heuchler, ich reiße ihm die Maske ab: Bertholde, eine affektirte Zierpuppe, ich mache sie lächerlich, indem ich ihr nachspotte: Cydalise lebt in einem geheimen Verständnisse, ich mache es bekannt und erzähle alle ihre Streiche, um sie klug zu machen: Lysimon will den Gelehrten spielen, ich prüfe ihn, und beschäme ihn.

Honorius hat sein Bild richtig getroffen; aber treibt er diese Offenherzigkeit, auf die er einen so großen Werth setzt, nicht zu weit? Es ist doch nicht unmöglich, mit Freundlichkeit und Schonung zu widersprechen, und auch ohne Schmeicheley gefällig zu seyn. Denn was ist die Folge von einem solchen Betragen? Jedermann vermeidet ihn als einen

ungehobelten Mann, als einen unangenehmen Gesellschafter, als einen furchtbaren Zuchtmeister, da er bey mehr Leutseligkeit als ein tugendhafter Freund würde hochgeachtet, überall willkommen seyn und weit mehr Gutes stiften können.

Placidus hingegen kam unter den nachtheiligsten Umständen in die Welt. Seine Geburth war niedrig und arm: und doch besitzt er itzt, da er kaum vierzig Jahr ist, ein artiges Landguth, und genießt mehr Achtung in der ganzen Gegend, als alle seine Nachbarn. Da er noch Diener bey der Universität war, wußte er sich durch seine gefällige Aufmerksamkeit bey einem angesehenen Lord so zu empfehlen, daß er ihm zu einem Dienstchen von ungefähr funfzig Pfund jährlich verhalf. Seine Aufführung machte ihn hier bey jedermann beliebt. Seine Bereitwilligkeit zu dienen, gewann ihm die Herzen der Geringern, und seine anständige Ehrerbietung die Gunst seiner Vorgesetzten, und die Gefälligkeit gegen seines Gleichen machte, daß sie seinen Vortheil so sehr zu Herzen nahmen, als ob es

ihr eigner wäre. Dadurch bahnte er sich binnen zehn Jahren den Weg zu einem Dienste, der ihm jährlich über tausend Pfund einbrachte. Der Ueberfluß änderte in seinem Betragen nichts; er behielt immer die gefällige Gemüthsart bey, durch die er sich so sehr erhoben, und ist durch die Kunst, die er besitzt, alle zu überreden, daß ihre Freude und ihr Glück ihm so theuer als ihr eignes ist, das Entzücken aller, die ihn kennen. Wer sollte dem Honorius nicht die Gemüthsart des Placidus wünschen.

# XXII.

# Ueber den Geiz.

Der Sklav im Schacht verdammt das Gold zu graben, ist
Nicht viel unglücklicher, als der, der es verschließt.

Pope.

Verschwendung und Geiz sind die beiden Extremen der Reichen. Der erste wirft sein Vermögen mit vollen Händen hinweg: der andre, wann ihn alle übrige Leidenschaften verlassen, betet seine Schätze an. Der Verschwender hat am Ende nicht so viel übrig, die gemeinsten Bedürfnisse zu bestreiten: alles gieng im Ueberflusse fort: der Geizhals hat es; aber er fürchtet sich, sich von ihm zu trennen, damit er sich nicht am Bettelstab bringen möge, und in der Mitte der Fülle wird er das Opfer seiner hungrigen Gemüthsart. Man hat oft in den gemeinen täglichen

Zeitungsblättern den Tod solcher Personen angezeiget, die im größten Ueberflusse gestorben sind, und die sich die gemeinsten Nothwendigkeiten des Lebens versagt haben: und nicht nur dieses, sondern auch daß alles, was sie verlassen, durch ihren Filz und Schmutz verfaulet und verdorben sey; eine gewöhnliche Folge dieses Lasters. — Wie ist es aber möglich, daß Menschen so unüberlegt seyn können! Hätten sie auf die Zukunft noch einen Vortheil davon zu gewarten, so dürfte man sich nicht wundern: aber so ists gerade das Gegentheil. Gleichwohl sehen wir täglich Menschen von ungeheuern Güthern, ohne Erben und selbst am Rande des Grabes, die sich selbst die gemeinen Bedürfnisse versagen und unter allem wirklichen Druck der strengsten Armuth Schätze auf Schätze häufen. Die beste Entschuldigung, die man noch dafür machen kann, ist, daß es meistens ein Fehler aller Leute, oder von kalter Gemüthsart ist, bey denen alle übrigen Empfindungen erloschen sind:

und daß die Seele, da sie ohne alle Leidenschaft und Beschäfftigung ist, endlich diese ungeheure, unvernünftige aussindet, die sich zur Kälte und Unthätigkeit ihrer Gemüthsart schickt. Zu gleicher Zeit ist es doch etwas Außerordentliches, daß eine so kalte, geistlose Leidenschaft im Stande ist, uns weiter zu führen, als alle Wärme der Jugend und Freude. Wenn wir inzwischen der Sache tiefer nachdenken, so werden wir die wahre Ursache davon entdecken. Wann noch der Geist warm und voller Kräfte ist, so geht er in die Höhe, und treibt auf mehr, als einer Seite hinaus und bringt geringere Leidenschaft hervor, die ihrer herrschenden Neigung in gewissermaßen die Waage halten. Für eine Person von dieser Gemüthsart ist es unmöglich, ihr Hang gehe hin, wo er wolle, aller Empfindung von Schaam beraubt zu seyn, oder die Urtheile anderer Menschen für gar nichts zu achten. Ihre Freunde werden einen Einfluß auf sie haben und andere Betrachtungen auf sie einen Eindruck ma-

chen.

chen. Alles dieses hält sie in gewissen Schranken. Dagegen ist es kein Wunder, wann der Geizhals, der nach seiner kalten Gemüthsart keine Rücksicht auf Ehre, Freundschaft, oder Vergnügen, sich durch seine Lieblingsneigung so weit treiben läßt und sie auf eine so unvernünftige Art äußert. Diese Leidenschaft aber schränket sich nicht allein auf einzelne Personen ein. Könige und Staaten haben oft einen Hang zu diesem Laster, wodurch die Unterthanen an ihren Rechten gekränkt, und Zänkerey und Zwietracht unter ihnen erregt werden, die oft ihren ganzen Fall nach sich ziehen. Zur Zeit des Marc Aurel kam ein Bauer nach Rom, um sich über den Geiz und die Ungerechtigkeit der Römer zu beklagen. Nachdem er hierüber einige Zeit vor dem Rathe geredet hatte, fuhr er fort: „Eure Reichthümer, ihr Römer, haben euern Stolz aufgeschwellt: und der Stolz hat euch gegen euern eignen Vortheil blind gemacht. Ihr nennet euch selbst Herren der Welt und ihr seyd Sklaven eures Geizes, ob ihr es gleich

nicht seht. Eure Häuser sind eben so mit kostbaren Möbeln überladen, als eure Herzen von Habsucht, und dieß muß am Ende über euch den Untergang bringen: denn wer nach Reichthum dürstet, ist sorglos für den Ruhm. Ein guter Name entspringt aus tapfern und edeln Thaten: und der Verlust der Ehre macht ein Volk verächtlich und andern zum Raube. Höret mich, ihr Römer, und ich bitte die Götter, daß ihr mich nicht nur hören, sondern auch meinem Rathe folgen möget. Ihr verdammet den Ehebruch, und wißt nichts von der Keuschheit: verschwendrisch lobt ihr die Mäßigkeit und lebt in der größten Schwelgerey. Ihr schreyet die Geduld als eine Tugend aus, und kein Mensch unter euch will sie ausüben: ihr tadelt den Müßiggänger, und lebet in einer entnervenden Unthätigkeit: ihr verabscheuet den Geiz und seyd alle Räuber: mit einem Worte, die Tugend wohnet auf euren Zungen und das Laster in eurem Herzen. Dieß sage ich nicht nur von den Römern in Illyrien, sondern selbst von

euern

euern Senatoren, mit denen ich itzo rede. Euer Sinnspruch über eure Waffen: Romanorum est debellare superbos & parcere subiectis, ist übel gewählt: und ihr würdet wohl thun, wenn ihr dafür sagtet: Romanorum est spoliare innocentes & reddere subiectis: denn euer Ehrgeiz ist das Verderben des Friedfertigen und euer Geiz plündert den Arbeiter. Welch ein Recht habt ihr Römer auf unser Land, das ihr angreift und euch in dessen Besitz setzet? Durch welches Unrecht haben wir euch zur Rache gereizt? Ich weiß keines: denn wir hatten niemals Etwas von euch gehöret, als bis wir die Wirkungen eurer Tyranney gefühlet haben: nur in einem und demselben Augenblick hörten wir euch nennen und fühlten eure Grausamkeit. Er, der Reiche, nimmt von dem Armen und unterdrückt ihn: das Auge des Habsüchtigen wird nie gesättiget und seine Hand wird sich nie des Raubes enthalten. Kann ich wohl dieserwegen die Götter, als müßige Zuschauer anklagen? Nein, bloß

die Verwegenheit der Menschen ist daran Schuld. Die Götter sind gerecht: aber so wie ihr durch Gewaltthätigkeit Tyrannen geworden seyd, so werdet ihr durch ihre Gerechtigkeit Sklaven werden. Seyd nicht so eitel zu glauben, daß es euer Muth, eure Klugheit, eure Zucht war, die euch über uns Deutschen den Sieg verschaffte. Nein, wir geben euch in keinem dieser Stücke nach: aber wir haben die Götter beleidiget und ihr seyd das Werk unserer Züchtigung in ihren Händen. Die Laster, die ihr in Deutschland fandet, nicht die Waffen, die ihr von Rom mitbrachtet, waren die Ursachen, daß wir von euch besiegt wurden. Was dürft ihr also nicht von unserm Beyspiele erwarten, die ihr warlich nicht an Ruchlosigkeit uns Etwas nachgebt? Und welche Ursache habt ihr euch vorzustellen, daß die gerechten Götter zu euerm Besten partheyisch seyn werden?“ Der Senat ließ diese Rede registriren, sprach ihm frey, machte ihn zum Senator und ließ ihn auf öffentliche Kosten erhalten. Der Geld-

und

und Ehrgeizige sind beide auf gleiche Weise eigennützig: der Geizhals ist größtentheils sein eigener Feind: der Ehrsüchtige mehr der Feind des menschlichen Geschlechts. Er geht mit weiten und kühnen Schritten auf der Lasterbahn fort und selbst seine Tugenden arten in Fehler aus: aber indessen, daß der eine bloß eine Hütte zerstöret, verwüstet der andere vielleicht ein ganzes Reich.

---

## XXIII.
# Ueber die Erziehung.

So muß eine kluge Auferziehung die jugendliche Seele empor heben: sie muß durch Liebe unterstützet und durch Arbeit verfeinert werden. Dieß allein kann den Wachsthum der menschlichen Pflanze befördern. Unbeschnitten sinkt sie und ungestürtzt stirbt sie.

Sinnbilder für die Jugend.

Die Glückseligkeit des menschlichen Lebens hängt weit mehr von der Erziehung ab, als alle übrige menschliche Dinge zusammen genommen. Ohne sie giebt es keine wahre. Die Menge der leeren dummen Stunden müssen für die Menschen eine Last seyn, die nicht wissen, wie sie mit Vortheile zu brauchen sind. Die Erziehung der Kinder hängt von den Aeltern ab: denken diese nicht daran, wie soll man erwarten, daß die Kinder daran denken sollen? In dem feinen Zeitalter, als Griechenland noch

in der Blüte seines Ruhms war, lebte zu Athen ein edler Bürger, Namens Demokrit, den seinem Reichthum, seine Großmuth und ausgebreitete Kenntniß den Armen zum Trost, den Reichen zum Beyspiel, den Hülflosen zum Wohlthäter, und seinem Vaterlande zu einer Zierde machte. Doch mitten unter diesen Glückseligkeiten, die ihm Vermögen und Tugend gewähren konnten, wurde er durch den Tod seiner Gattinn, Aspasia, der Unglücklichste unter den Sterblichen: diese starb im Kindbette, und der ganze Trost der ihm übrig blieb, war ein Kind, das seiner Mutter lebhaftes Ebenbild war. Es währte lange, ehe seine Philosophie Herr über seinen unmäßigen Schmerz wurde: doch nachdem sich dieser nach und nach vermindert, wurde er wieder ein Mann und unterwarf sich den Gesetzen der Vernunft. Seine Gedanken waren nun ganz auf die Erziehung seines Sohnes Euphemion (dieß war sein Name,) gerichtet, dessen Lebensmorgen schon einen hellglänzenden Tag versprach: Wenn

er

er inzwischen bedachte, wie vielen Verführungen der Welt ihn seine lebhafte Gemüthsart aussetzte, drang sich oft, wann das Kind auf seinem Schooße spielte, eine ängstliche Thräne in das Lächeln der väterlichen Freude. Als Euphemion seine Kinderjahre zurückgelegt hatte, glaubte der weise Demokritus, es würde das sicherste Mittel seyn, wenn er ihn durch das Vergnügen zu der Tugend führte, da die Tugend der einzige Weg zum wahren Vergnügen ist: denn da er aus eigner Erfahrung den Hang der Jugend zur Wollust kannte, so machte er dieß zum stärksten Bewegungsgrunde seiner Lehren, was sonst das Gift aller Sittlichkeit ist. Als sie einst zusammen in einer Gemäldegallerie umhergiengen, sagte der Vater zu ihm, da er dessen heftige Neigung zu dem andern Geschlechte bemerkte: „Siehe, mein Sohn, diese Vorstellung einer vollkommnen Schönheit, die mit dem größten Entzücken den Jüngling in die Arme schließt, der vor ihr kniet." Mich deucht, rief Euphemion, der ihn unter-

unterbrach, ich lese in seinen Augen die äußerste Enzückung der Seele: und gewiß hat er auch mehr als zu viel Ursache dazu, da er das Meisterstück des Himmels in seinem Besitz hat." „Du sprichst, fuhr Demokritus fort, als ob du ihn um sein Glück beneidetest, und redest mit zu viel Wärme und Entzücken von Gegenständen, die so leicht zu erhalten sind." — „Leicht zu erhalten, versetzte Euphemion? Wie, wo, und wodurch? Steht es in meiner Gewalt, o so zeige mir das Mittel an; denn du wirst dadurch deinen Sohn zum Glücklichsten auf Erden machen." Ach! sagte der Vater seufzend, ich fürchte, deine ungestüme Gemüthsart wird dich nie die Selbstverläugnung und den Verzug aushalten lassen, der nöthig ist, um den Gipfel einer solchen Glückseligkeit zu erreichen.

Der Knabe drang mit mehr Heftigkeit, als jemals in ihn. Demokritus hub also folgendermaßen an: „Weil du so sehr in mich dringst, dich in einem Geheimnisse zu unterrichten, das, wann du die Vor-

schrift

schrift beobachtest, dir ein Original verschaffen wird, das diesem Gemälde gleicht, so will ich dir es mittheilen. Hüte dich aber, wenn ich dich einmal damit bekannt gemacht, daß du nicht im Geringsten von seiner göttlichen Ordnung abweichest, noch das Geheimniß irgend bekannt machest: denn der Uebertreter wird in dem Falle von der Gottheit, der der Tempel dieser Gebräuche gewiedmet ist, mit dem Tode bestrafet. Die Geschichte also, die niemanden, als denjenigen entdecket wird, die entschlossen sind, dem großen Beyspiele zu folgen, ist diese: „der junge Mann, den du hier siehest, war aus Cyprus gebürtig: da er dem andern Geschlechte sehr ergeben war, so wurde er in eine ideale Schönheit, eine bloße Geburth seiner Einbildungskraft, sterblich verliebt. Als er eines Tages am Ufer einer Quelle saß und nach dem eingebildeten Gegenstande seiner Wünsche seufzete, schlief er ein. Hier träumte ihm, Diane stieg zu ihm aus einer Wolke herab und versprach ihm die wirkliche Erfüllung seiner Wünsche, wenn

wenn er sogleich nach Ephesus gieng, daselbst eine Zeit von vier Jahre lang keusch und züchtig lebte, und sich der Ausbildung seiner Seele nach den Regeln der Philosophie wiedmete. Die Erscheinung machte auf den jungen Liebhaber einen so großen Eindruck, daß er der himmlischen Ermahnung zu folgen beschloß, und so schnell als möglich, alle wollüstige Begierden aus seinem Herzen zu verbannen suchte. Er gieng also an den Ort, wo ihn die Göttinn hingewiesen hatte. Nach dem Verlauf der vier Jahre, da er seine Prüfung glücklich überstanden, ward er wieder im Traume an die Quelle versetzt, wo er die Göttinn zuerst gesehen: und als er plötzlich erwachte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen die schöne Jungfrau, zur Belohnung seines Wohlverhaltens, die ihm auf die von dem Künstler hier abgeschilderte Art umarmte.

Dieß, mein Sohn, wurde nachmals ein heiliges Geheimniß, und ist die Pro-

be, da du einmal damit bekannt bist, die du durchaus aushalten mußt. Suche dich auf eine Zeitlang von allen den Neigungen zu befreyen, denen du bisher nachgehangen hast und eifere dem entschlossenen Cyprier nach, damit du einer gleichen Glückseligkeit theilhaftig wirst.

Euphemion, der die ganze Zeit auf seines Vaters Erzählung aufmerksam war, verrieth wohl einige Unruhe über eine so strenge Foderung: da er inzwischen nachdachte, daß er seiner Leidenschaft bloß für itzt einige Gewalt anthun sollte, um sich ihr desto mehr in der Zukunft zu überlassen, so beschloß er von Stund an, sich der Probe zu unterwerfen. Dem zu folge vermied er in seinem funfzehnten Jahre, (so alt war er damals,) alle Gegenstände, die sein Gemüthe von der Weltweisheit abziehen könnten. Das erste Jahr wurde in einem beständigen Kampfe zwischen Leidenschaft und Vernunft zugebracht: im zweiten Jahre war ihm das einsame Leben schon etwas angenehmer; das dritte fand er ein wahres

Ver-

Vergnügen in dem Verfolg seiner Wißbegierde, auch ohne Rücksicht auf den Gegenstand seiner Wünsche: und das vierte vollbrachte die glückliche Täuschung, ihn durch den Fleiß, der ihm zur Gewohnheit geworden war, gänzlich zum Herrn über sich selbst zu machen. Bey Ablauf der bestimmten Zeit schien er sich wenig um die erste reizende Ursache seiner Bemühung zu bekümmern: indessen, da er sich einiger Umstände in Ansehung der versprochenen Schönen erinnerte, fragte er eines Tages seinen Vater im Scherz, wann er die artige Nymphe, den Lohn seiner Arbeit erhalten solle? Demokritus antwortete: „Mein Sohn, die Erzählung, die ich dir von dem Cyprier gemacht habe, war eine bloße Erdichtung: das ganze Gemälde ist eine sinnreiche Allegorie. Ich bediente mich ihrer, dich unvermerkt auf den Pfad des wahren Vergnügens zu führen, und dein Leben zu einer Erklärung der beiden Figuren zu machen. Die eine stellt die Glückseligkeit, als eine Tochter der Tugend und der Mäßigkeit vor: die

andere ist ein Sinnbild des menschlichen Lebens; dieses sucht ihre Umarmungen und sie ermangelt niemals, die Liebkosungen durch eine gegenseitige Liebe zu erwiedern, wann sie von ihren himmlischen Aeltern geleitet wird. Du erwartetest bloß eine flůchtige Wollust zur Vergeltung deiner Standhaftigkeit: aber du bist nun im Besitze eines immerwåhrenden Vergnůgens, das dich dein ganzes Leben hindurch mit einer unverånderlichen Treue begleiten wird.

---

## XXIV.

# Ueber die Lockungen des Lasters.

Wir verlassen die wahre Glückseligkeit vom Laster verführet, welches uns allezeit, so schön es anfänglich scheint, zu Wildnissen des Elends leitet.

Thomson.

Die Lockungen des Lasters gehen stufenweise, bis es endlich die äusserste Höhe erreichet, und es denkt nicht eher an das, was es betreffen möchte, als bis es nicht zurücke kann. Bey dem Stolze sieht man es augenscheinlich, wie er immer nach und nach höher klettert, bis er den Gipfel erreicht, wo ihn oft ein jäher Sturm ergreift und ins Verderben herabstürzt.

Ein glänzender Anschein giebt andern dieselben Gedanken ein und sie jagen

schnell ihrem Untergange zu, ohne auf die Folgen zu sehen. Sie fangen erst klein an; die Einbildungskraft vergrößert die Vorstellung von dem Guthe, nach dem sie streben, sie gehen fort, immer fort und nähern sich dem Abgrunde: ein so schönes Ding, denken sie, kann unmöglich täuschen, bis der Betrug ihnen offenbar wird, und der Wunsch zu späte ist, daß sie weise möchten gewesen seyn. Nichts aber zeigt die Schwachheit der menschlichen Natur mehr, oder macht den Menschen im Auge der Vernunft verächtlicher, als wenn er sich der Herrschaft einer übeln Gewohnheit ganz unterwirft und sich einem Hauptlaster auf Gnade und Ungnade ergiebt. Der Unglückliche, der dieß thut, unterdrückt seinen Verstand, giebt die Freyheit seines Willens ganz auf, und geht entweder an Leitbändern, oder wird wie ein Thier von einem strengen Treiber fortgetrieben, dessen Geisel er zu gleicher Zeit fühlet. Das ärgste davon ist, daß ie länger sein Elend dauert, desto unempfindlicher wird er, und die Last, der

er sich anfänglich mit Mühe und Widerwillen unterwarf, wird ihm endlich nothwendig, ja, er behält keinen Gedanken übrig, daß man auf eine andere Art glücklicher seyn kann; und so, wie oft die Gewohnheit den Galeerensklaven mit seinem Ruder ausgesöhnt hat, daß er die Gelegenheit, sich in Freyheit zu setzen, nicht wissen mag: so lernt der alte Sünder unter der langen Dauer seiner Gefangenschaft eine falsche Geduld, und fängt an mit der Kette zu spielen, die er sonst mit Verdruß nachschleppe. Die Lockungen des Lasters sind für die Jugend nur zu verführerisch; das Vergnügen der Sinnen zeigt ihr sogleich die Befriedigung in dem Genuß: aber das Vergnügen des Geistes muß erst durch Mühe und nach und nach erhalten werden. Nur ist der Unterschied, daß jenes mit dem Genusse erlischt und unheilbare Schmerzen oft nach sich zieht: dieß aber durch den Genuß immer lebhafter und eine Quelle dauerhafter Freuden wird. So bekannt die Fabel von der Fliege und dem Lichte ist, so muß

 ich

ich sie doch denen zum Besten erzählen, die sich den Schein zu leicht verführen lassen.

Prächtig schien der Kerze glänzendes Licht und ihre sternhellen Strahlen zogen eine wandernde Fliege an sich. Sie drehte sich mit Entzücken erst in weiten Zirkeln umher: aber warum sollte sie nicht näher rücken? eine so schöne helleinladende Flamme kann nicht schädlich seyn. Man müßte ja den Betrug durch sie selbst entdecken. — Sie rückte näher: Aber wie? Sie fiel betäubt herab: doch sie besann sich wieder: „Ach! rief sie, das liebliche Meteor! Ich ließ mich von ihm zu jähling blenden und meine Einbildungskraft . . . ich sehe wohl, man muß es recht in der Nähe kennen lernen, um sich seiner ganz zu freuen. Sie raffte sich auf, flatterte empor, stürzte sich in die hesperische Flamme, fiel zum zweytenmal herab und starb, ein Opfer ihrer Unbesonnenheit und Thorheit. Hier lag sie, eine gefallene Schöne, die dich warnet, den Selbstbetrug und das

sanf-

sanfte Lächeln der Versuchung zu meiden, die dich erinnert, daß wenn das täuschende Paar, Wollust und Ehrgeiz sich zeigen, und mit einem flammenden Federbusch auf ihren Häuptern dir winken, du deine Augen verschließest, und ihnen den Rücken kehrest, damit sie dich nicht verzehren.

---

# XXV.
## Ueber die Glückseligkeit, die aus der Hülfe entspringt, die man unglücklichen Personen leistet, welche ihr Unglück nicht verdienten.

Ach! wenig denken die Lustigen, die schwelgerischen Stolzen, welche Freude, Macht und Ueberfluß umgiebt: sie, die ihre gedankenlosen Stunden in einer schwindelnden Fröhlichkeit und Wollust, unter üppigen und grausamen Getöse verwüsten; wie viel im Mangel, im finstern Kerker, der allgemeinen Luft und des allgemeinen Gebrauchs ihrer eignen Glieder beraubt, schmachten! Wie viele den Kelch eines nagenden Grams trinken, oder das bittere Brod des Elends essen.

Thomson.

Nur selten geschieht es, daß Leute, die der Gesundheit, des Ueberflusses und der Freyheit genießen, sichs zur Pflicht machen, dem unglücklichen Zustande derjeni-

jenigen nachzudenken, die durch mancherley Ursachen, diese unschätzbaren Güter verloren haben. Wie wohl würden sie ihre Zeit anwenden, wenn sie bisweilen um sich her schauen und die unzähligen Uebel sich zu Gemüthe führen wollten, denen ihre Brüder ausgesetzt sind. Gewiß würde die Vergleichung, die sie natürlicher Weise zwischen dem Zustande des Elenden und dem ihrigen anstellen wollten, ein Mittel seyn, ihre eigne Glückseligkeit zu vermehren? So wie ein Mensch, der bey einem Kerker vorbey geht, sein Herz, durch den Gedanken von seiner eignen Freyheit in Bewegung gesetzt, von einer ungewöhnlichen Wärme glühen fühlt: so würde der, der einen Nebenmenschen unter der Last einer tödtlichen Krankheit sinken sieht, sich seiner guten Gesundheit freuen und niemals ihren Werth so vollständig, als eben itzt fühlen und der Reiche den Werth der zeitlichen Güter durch einen Anblick des Elendes fühlen, das den Armen zu Boden drückt. Es ist aber noch eine andere Ursache,

sache, warum der Menschenfreund ein wenig Aufmerksamkeit auf die Trübsale seiner Nebengeschöpfe bey jeder Gelegenheit empfehlen sollte. Viele können durch den Beystand des Mitleidigen gehoben werden, und das Vergnügen, das daraus entspringt, ist über alle, auch die ausgesuchtesten Freuden der Sinne erhaben: es ist ohne Zweifel das größte, dessen die menschliche Natur zu genießen fähig ist, und das mit nichts als mit dem Vorschmacke derjenigen Freuden kann verglichen werden, die eine Belohnung der Tugend in den Wohnungen der ewigen Glückseligkeit seyn werden. Ich bin zu diesen Betrachtungen durch einen Auftritt des Elends verleitet worden, von der ich vor kurzem ein Zeuge war, und die ich zum Inhalte dieses Versuchs machen will, in Hoffnung, daß ich vielleicht dadurch einigen der unglücklichen Geschöpfe, die gleichen Unfällen ausgesetzt sind, einigen Trost verschaffen werde.

Als ich vor einigen Tagen durch ein Gäßchen in einem entfernten Theile der

Stadt gieng, ward meine Neugierde durch ein gewisses Gespräch zwischen zwey Weibern, die in einem kleinen Laden stunden, ungemein erreget: die eine von ihnen, die hinter dem Tische stund, rief der andern mit vieler Heftigkeit zu: „Es thut mir von ganzem Herzen leid: ich kann ihr aber nicht Speise und Wohnung umsonst und um nichts geben: und es hilft nichts, sie muß noch diesen Abend mein Haus räumen.“ Die andere versetzte mit Bitten: „Aber, wo soll denn das arme Kind hin? Sie wird gewiß auf der Straße umkommen, wann Sie sie in einem solchen Zustande heraus werfen will.“ — „Ja, da kann ich mir nicht helfen, erwiederte die erste: „die Liebe des Nächsten fängt von sich selbst an. Sie ist mir schon sechs Wochen Kost und Miethe schuldig.“ Die Worte waren genug, mich zu unterrichten, daß eine Person im äussersten Elende der Inhalt ihrer Rede sey, und daß das Mitleid itzt seine Hand zur Hülfe des Unglücklichen ausstrecken müsse. Ich gieng also in den Laden und fragte: wo die Unglück-

glückliche wäre, von der sie sprächen? „Vielleicht, fuhr ich fort, ist noch ein ander Mittel da, wodurch man sie euerm grausamen Vorhaben, sie auf die Gasse zu werfen, entreißt.“ — „Ja, lieber Herr, antwortete sie, ein paar Finger voll von dem, woran Sie allem Ansehen nach einen Ueberfluß haben, wird es verhindern können: und Eure Gnaden werden keine bessere Gelegenheit finden können, Ihr Mitleid zu zeigen.“ Die Frau stund auf, gieng fort und ich folgte ihr eine alte zerbrochene Treppe hinauf, in die elendeste Bodenkammer, die ich jemals gesehen habe. — „Hier, Sir, sagte sie, und wies auf ein jämmerliches Bette in einem Winkel derselben, hier liegt das armselige Geschöpfe, die Sie zu sehen begehren.“ Ich trat näher, aber, gütiger Gott! wie erschrack ich, als ich den unglücklichen Gegenstand erblickte. Es war ein liebenswürdiges, junges Mägdchen, in der Blüte der Jugend, die in der äussersten Schwachheit lag. Die Krankheit hatte sie verzehret und der Tod

schien

schien in dem Augenblicke ihr seinen letzten liebreichen Dienst leisten zu wollen. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Züge starr, und ausser einigen convulsivischen Bewegungen, würde ich sie schon für todt gehalten haben. Ihr Gesichte zeigte übrigens Reste von einer ungemeinen Schönheit, ob sie gleich größtentheils verwelkt war, und da eine zerlumpte Decke kaum ihre Blöße verhüllte, so verriethen sich die übrigen erstorbenen Reize ihrer Person. Nie wirkte das Mitleid noch so gewaltig auf mich, als itzt. Ich brach in Klagen aus, als ob mich das Uebel selbst beträf und ich hätte beynahe den Himmel einer Ungerechtigkeit beschuldiget, daß er die Fehler, die diese unglückliche Person mochte begangen haben, so harte bestrafet: ja, ich war so gerührt, daß ich beynahe vergessen hätte, ob ihr nicht noch zu helfen wäre. Nachdem ich mich indessen ein wenig erholt, lief ich selbst nach einem Wundarzt, und ließ ihr inzwischen eine Stärkung reichen, weil ich fürchtete, der Mangel der gehörigen

Nah-

Nahrung möchte sie vielleicht noch mehr, als ihre Krankheit, in den traurigen Zustand versetzt haben. In wenig Augenblicken kam ich mit meinem Wundarzt an. Dieser versicherte mich, es sey bey dem gehörigen Gebrauche der Mittel, die er ihr vorschreiben würde, nicht die mindeste Gefahr. Dieß war ein Balsam für mein Herz und versetzte mich in die empfindlichste Freude. Ich ließ sie in ein ander Bette bringen, befahl sie der äussersten Sorgfalt der Frau, die bey ihr war und bezahlte das Nöthige. Meine Ungeduld ließ mich kaum den nächsten Morgen erwarten. Als ich ankam, sagte mir ihre Wärterinn, daß sie von gestern Abends an sanft geschlafen und noch nicht erwachet sey Ich schlich dem ungeachtet an ihr Bette und betrachtete sie mit ungemeinem Vergnügen. So kurz auch meine Abwesenheit gewesen war, so fand ich doch eine wundersame Veränderung und ihre bleiche Todtenfarbe in ein sanftes Roth verwandelt. Sie hatte den einen Arm unter dem Kopfe liegen und den an-

dern

dern auf ihrer Bettdecke ausgestreckt und stellte eine reizendere Gestalt vor, als Tizian gemalt und Ovid gesungen hat. Der noch schmachtende Anblick ihres Gesichtes war unendlich rührender, als die volle Gesundheit:

„Jede Schönheit sanfter gemacht, jede Grazie wieder aufblühend, warf einen mildern Glanz umher.“

Wie viel ich bey einem so bezaubernden Anblicke empfand, kann sich jeder vorstellen, der eine Schönheit dem Untergange entrissen, oder sonst ein feines Gefühl hat. „Ja, schöne Unglückliche, rief ich aus, indem ich ihr die Hand drückte, worüber sie erwachte: ja, ich will dich retten und über dir als ein Schutzengel wachen, und verdienst du es, dir deine künftigen Tage so glücklich zu machen, als ich kann, und als deine vorigen elend waren.“ — „Ach nein; sagte sie, mit einem schwachen, aber süßen Tone: „keine Buße wird jemals zureichend seyn, meine Verbrechen auszusöhnen: sie sind für die Vergebung zu groß, und ob sie

gleich nur in dem Verlaufe weniger Tage begangen worden, so werden doch Jahre voll Reue sie nicht austilgen können.“ Hier schwieg sie und die Thränen fiengen an zu fließen, die sich vom Anfange, daß ich mit ihr sprach, in ihren Augen gesammelt hatten. Nachdem ich sie getröstet, gab ich ihr etwas Geld zum gegenwärtigen Gebrauche, und versprach, für ihr künftiges Unterkommen zu sorgen. Dieß werde ich auch thun. O mit welchem innigen Vergnügen gieng ich von dannen, daß ich eines meiner Mitgeschöpfe dem Rachen des Todes entrissen hatte.

# XXVI.

## Ueber die zu mildernde Strenge der Richter bey Bestrafung gewisser Verbrechen, die die Nothwendigkeit veranlaßt.

Sieh, wie dieser Richter jenen kleinen Dieb behandelt, horch auf! ändere die Stellen, und schnell wie der Wind, sprich, wer ist der Richter, und wer der Dieb?

Durch zerlumpte Kleider scheinen kleine Fehler durch: dichte und gefütterte Röcke verbergen alles. Bedecke die Sünde mit Gold und die starke Lanze der Gerechtigkeit prallt unschädlich ab: waffne sie mit Lumpen, ein Strohhälmchen dringt durch.

Shakespear.

Als ich vorigen Abend durch eine Gasse nicht weit von Haymarkt gieng, sah ich einen Auflauf vom Volke. Die Freude erschien auf jedem Gesichte, und dieß

verleitete mich, so wenig ich auch von Natur neugierig bin, zu fragen, was es gäbe? Man sagte mir sogleich, man habe einen Dieb erhascht und führe ihn vor den Richter. Ich, der ich ein sehr mitleidiges Geschöpf bin, kann solche Gegenstände nie ohne Kränkung ansehen. Da ich also nach Hause kam, konnte ich mich nicht folgender Gedanken erwehren:

Der Arme hat viel Feinde. Begeht er nur einen Fehler, er sey auch noch so klein, so waffnet sich Jedes wider ihn, obgleich der Mangel, dieser hungrige nagende Feind, ihn vielleicht dazu gezwungen hat. Wie manchen sonst gut denkenden Menschen habe ich schon gesehen, der von der Armuth getrieben, sich einen kleinen Theil von seines Nachbars Ueberflusse zugeeignet, vor einen unfühlenden Richter geschleppt wurde, welcher vielleicht tausend ärgerer Verbrechen schuldig war, von ihm zum Gefängnisse verdammt und durch das Endurtheil zum Tode oder zum Galeerensklaven verurtheilet wurde. Und was hatte er gethan? Vielleicht einen bloßen

Ver-

Versuch gemacht, das Elend einer hülflosen Familie, die vor Armuth schmachtete, durch Mittel zu lindern, die der verdammende Richter unter gleichen Umständen würde begangen haben? Wer aber, wann er nicht aller Menschlichkeit entsagt, kann seine Familie verschmachten sehen? seine Kinder nach Brod schreyen hören? indeß daß die arme Mutter, die sich unter ihrem Kummer kaum selbst aufrecht erhalten kann, vergebens ihr Geschrey zu hindern sucht, vergebens ihren Mann um Hülfe anfleht, und selbst den Tod herbey ruft, ihrem Jammer ein Ende zu machen?

Nichts ist leichter, als in der Einbildung den Mangel zu fühlen und ihm nach den strengsten Gesetzen der Gerechtigkeit abzuhelfen: so bald aber der wirkliche drückt, so wird man schon den Unterschied zwischen Einbildung und Wirklichkeit fühlen. Die menschliche Natur, sie sey unter welchen Umständen sie wolle, bleibt immer dieselbe, und ich wollte beynahe mit Gewißheit behaupten, daß es keinen Menschen gäbe, dessen Tugend so über alle

Versuchung erhaben wäre, daß er nicht das Verbrechen, (wofern es eins kann genennt werden,) begehen sollte, seinen Nachbar zu berauben, wann er in Gefahr wäre, Hungers zu sterben. Ich gestehe es zwar, daß es für die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, Verbrechen, so klein sie auch seyn mögen, zu bestrafen. Nur wünschte ich dabey mehr Nachsicht und Gelindigkeit: ich wünschte, diejenigen, die ein Richteramt verwalten, möchten sich die Mühe nehmen, einen Unterschied zwischen dem tückischen, betrügerischen Bösewicht, und den Unglücklichen machen, die durch die unzähligen Trübsale, die die Armuth begleiten, dergleichen zu begehen verleitet werden. In solchen Fällen besteht es gewiß mit der Gerechtigkeit, zu vergeben und zu helfen. Wie viel unzählige Beyspiele fallen nicht jeden Tag in dieser Hauptstadt von Personen vor, die, nachdem sie vergebens durch Fleiß, und Arbeit und Flehen um Rettung, sich zu helfen versucht haben, zu solchen unglücklichen

Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Unter den vielen, die ich selbst weiß, will ich nur eins erzählen, von dem ich selbst vor kurzem ein Zeuge gewesen bin.

Ein armer Mann bat mich auf der Straße um ein Almosen und versicherte mich, daß er Vater einer Familie sey, die im Begriff wäre, vor Hunger zu sterben. Die Art, mit der mich der Mann anflehte, hatte so was Eignes, daß es meine Aufmerksamkeit erregen mußte. Mein Nachdenken war die Ursache eines kurzen Stillschweigens, welches er für eine abschlägliche Antwort auslegte, einen tiefen Seufzer ausstieß und mich verließ. Ich rufte ihn zurück, ein schmachtendes Lächeln der Hoffnung, einigen Trost zu erhalten, breitete sich über sein Gesicht aus. Er hatte ein gutes Gesicht, war noch jung, obgleich ganz verwelkt. Ich fragte ihn, wo er wohnte? er antwortete mir in einem sehr dankbaren Ton: und da ich ihm sagte, daß ich seine Familie sehen wollte, führte er mich in einen Keller ohnweit dem Sonnenweiser.

Der erste Gegenstand, der mir so gleich beym Eintritte in die Augen fiel, war das arme Weib, das auf dem Boden lag und nicht einmal ein Bündel Stroh zu ihrem Lager hatte: ihr Gesicht war bleich, ihre Augen eingesunken, und die Kleider, die sie anhatte, kaum zureichend, sie zu bedecken. Sie gab sich, als sie mich erblickte, Mühe, sich aufzurichten: aber umsonst: die Schwachheit drückte sie wieder zur Erde. Drey bis vier Kinder, (denn ich konnte sie nicht wegen der Dunkelheit übersehen, die bloß eine kleine Lampe von einer Austerfrau, welche mit im Keller war, erleuchtete,) lagen in verschiedenen Winkeln in einem eben so kläglichen Zustande. Niemals bin ich so gerührt gewesen. Ich gab dem Manne etwas Geld und befahl ihm, daß er sogleich das Nothwendige für seine Familie herbey schaffen möchte; er gieng und brachte es. Wir hatten inzwischen viel Mühe, sein Weib und seine Kinder zum Essen zu bringen, so entkräftet waren sie. Nachdem endlich ein jedes etwas zu sich genommen, fragte

ich

ich ihn, wodurch er in einen so traurigen Zustand gerathen? sagte er: er sey ein Buchbinder und nach der Stadt gekommen, um Arbeit zu suchen: da er keine gefunden, sey er genöthiget gewesen, zur Erhaltung seiner Familie sein Handwerksgeräthe zu verkaufen: als auch das aufgezehret gewesen, habe er auf der Straße durch Betteln so viel erhalten, daß er mit den Seinigen nicht Hungers gestorben. Zum Unglück habe er die letzten zwey bis drey Wochen so wenig zusammen gebracht, daß ihnen auch dieß gefehlet und er endlich auf den verzweiflungsvollen Entschluß gerathen, daß, wenn mich ihm die Vorsehung nicht in Weg gebracht, er jemanden berauben wollen: und als ein Neuling in diesem Handwerke würde man ihn unfehlbar aufgehascht und ins Gefängniß gebracht haben, so daß seine Familie unausbleiblich, da er ihr nicht weiter beystehen können, hätte umkommen müssen.

Was würdest du, o Leser, in dieses armen Mannes Zustande gethan haben?

Denke wohl nach! Gesetzt du wärest so weit getrieben gewesen: ohne einen Freund, ohne ein mitleidiges Herz, das dir ein zureichendes Almosen gereicht. Hätte es dich allein betroffen, so hättest du es vielleicht ertragen können: aber würdest du wohl dein Weib, sie, die dir so oft deine Sorgen niedergeschmeichelt, die alles gethan, dich glücklich zu machen, vor Hunger haben können verschmachten sehen? deine Kinder vergebens um Hülfe, vergebens um Brod können schreyen hören? Und doch, wie viele tausende befinden sich in einem solchen Zustande!

Ganz gewiß denken vornehme und reiche Leute selten dem Elende derjenigen nach, die der nöthigsten Bedürfnisse des Lebens beraubt sind. Fühlten sie nur einen kleinen Theil davon, so traue ich ihnen doch noch so viel Empfindung zu, daß sie einen Theil ihrer Zeit und ihres Vermögens darauf wenden würden, solche Gegenstände der Erbarmung in den Hütten des Jammers aufzusuchen und ihnen einige Linderung zu verschaffen.

XXVII.

# Der ehelose Stand, ein Stand des Glücks.

Heil dir, eheliche Liebe! Geheimnißreiches Gesetze!
Wahre Quelle der Nachkommenschaft des Menschen; du einzges
Eigenthümliches Gut im Paradiese, wo alles
Außer dir sonst gemeinschaftlich war; ehbrechrische Lüste
Werden durch dich von den Menschen verbannt, in den Heerden der Thiere
Umzuschweifen. Durch dich, gerecht, und rein, und vernünftig,
Wurde zuerst die theure Verwandtschaft von Sohn, und von Vater,
Und von Bruder bekannt.

Milton.

Wir haben schon bemerkt, daß unsere Glückseligkeit in Etwas bestehen muß, das unserer Natur gemäß ist: es folget

folget also nothwendig hieraus, daß was ihr gemäß ist, auch unsere Glückseligkeit befördern müssen. Wir haben schon vorher auf diesen Grundsatz gebauet. Um ausfündig zu machen, worinn unsere Glückseligkeit bestehe, haben wir die Principien unsers Wesens geprüfet und gefunden, daß wir aus zwey Theilen, einem körperlichen und geistigen, bestehen, und daß wir jedes von diesem genießen müssen, um vollkommen glücklich zu seyn.

Die vornehmsten Schriftsteller über diese Sache haben angenommen, daß der Genuß unsers sinnlichen und geistigen Theils, in so fern nämlich der letzte eine Beziehung auf Känntniß, und der erste auf die Sinne hat, keinesweges zu unserer Glückseligkeit nothwendig sind, und daß unsere Glückseligkeit bloß auf der Regelmäßigkeit unsers Betragens beruhe, oder deutlicher, darinnen, daß wir tugendhafte Menschen sind und nichts thun, was nicht mit den Vorschriften der Sittlichkeit bestehen kann. Nach

diesem

diesem Grundsatze ist es für unsere Glückseligkeit gleichgültig, ob wir gesund oder krank, arm oder reich sind. Dieser Meynung ist ein gewisser itztlebender berühmter Schriftsteller *). Was ich aber hierüber gesagt, ist dem nicht entgegen.

Daß die Tugend zu unserer Glückseligkeit nöthig ist, leugne ich nicht: nur scheint sie mir nicht ganz zureichend zu seyn. Als körperliche Wesen, sind sie mir sinnlich und müssen einen Genuß in ihren Sinnen finden: denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mann, der an der Gicht oder am Steine darnieder liegt, glücklich könne genannt werden, weil er sich bewußt ist, gerecht und tugendhaft gehandelt zu haben.

Einige der alten Weltweisen glaubten, es sey unter der Würde des Menschen, eine Art von Glückseligkeit in sinnliches Vergnügen zu setzen. „Denn, sagen

*) J. Harris, Verf. des Hermes und der drey Abhandlungen, über die Kunst, über die Musik, Malerey und Dichtkunst, und über die Glückseligkeit.

gen sie, da der Mensch nur in so weit über die thierische Schöpfung erhaben ist, als er ein geistiges Wesen ist, so muß er, je näher er der Natur eines immateriellen Wesens kommen will, desto mehr sich von der Natur eines körperlichen entfernen: denn je mehr er sein Glück in sinnlichem Vergnügen findet, desto näher ist er mit dem Thiere verwandt.“ Hieraus schließen sie, daß, ie weniger er die Befriedigung der Sinnen sucht, desto mehr er die Würde seiner Natur behaupten werde.

Dieß scheint mir aber ein bloßer sophistischer Beweis. Zwar ist es gewiß, daß wir als geistige Wesen über die thierische Schöpfung erhaben sind: und ie höher wir dieß treiben, desto weiter werden wir von ihr entfernt seyn. Aber da unsere Natur aus zween Theilen zusammen gesetzt ist, so kann es keinesweges für sie entehrend seyn, wenn wir beider genießen. Auch hindert uns der Genuß des sinnlichen gar nicht an der Verbesserung unsers Geistes, wenn wir ihn nicht

zum

zum Hauptzwecke machen, und durch das sinnliche Vergnügen den Körper so entkräften, daß wir unsere höhern Kräfte zu brauchen nicht vermögend sind. Der Irrthum besteht nicht im Genusse beider; sondern wenn wir uns der Herrschaft des einen ganz überlassen, welches der Absicht unsers Schöpfers zuwider ist. Dieß ist aber dadurch so augenscheinlich, weil er unser ganzes Wesen so gebildet, daß, wofern wir eines von beiden ganz herrschend seyn lassen, das andere allezeit darunter leidet.

Das größte Vergnügen, das uns die Sinnen gewähren, besteht in der Befriedigung der Begierde, seine Gattung zu vermehren, die das höchste Wesen zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts jedem eingeflößet hat. Die Wollust, die uns der Genuß derselben verschafft, hat bloß insofern vor derjenigen, der übrigen thierischen Schöpfung einen Vorzug, als sie durch unsere Neigung für den Gegenstand, oder durch die Liebe erhöhet wird. Das Vergnügen aber,

das ein Wüstling in den Umarmungen einer lüderlichen Vettel findet, kann wenig größer, als der übrigen thierischen Schöpfung ihre seyn, wofern sie ihr anders noch gleich kömmt: nicht zu gedenken, wie sehr die Furcht, seine Gesundheit zu untergraben, selbst das armselige Vergnügen, dessen er genießt, schwächen muß.

Wenn jemals ein Mann eine wahre Neigung für ein Frauenzimmer hat, wie kann es ihm einfallen, sie in einen Stand zu versetzen, worinnen sie von aller Welt verachtet und von ihren Freunden und Verwandten muß verlassen werden? Dieß ist aber in unserm Lande ohne die gewöhnlichen Gebräuche, durch die ein Band geheiliget wird, unvermeidlich; und mithin eben so unmöglich, dieses sinnlichen Vergnügens im ledigen Stande zu genießen, als es ohne Liebe unschmackhaft ist. Lieben wir also, so werden wir den Gegenstand unserer Liebe niemals der Schande und Verachtung aussetzen.

Daß es aber im verehlichten Stande im höchsten Grade könne genossen werden, wird vielleicht niemand, als einige Hagestolze, oder solche läugnen, wo der Eigennutz und nicht das Herz die Vereinigung gestiftet hat. Da der Genuß dieses Vergnügens, ob es gleich sinnlich ist, so sehr mit von der Seele abhängt, wo dürfen wir wohl erwarten, es in der größten Vollkommenheit zu genießen, als in den Armen einer Person, deren Wesen mit uns gleichsam Eins ist, deren Glückseligkeit unsre Glückseligkeit, deren Interesse unser Interesse ist.

„Wo die Freundschaft und die vollkommenste Hochachtung von einem unaussprechlichen Verlangen und der Sympathie der Seele belebt, ihre zärtlichste Gewalt im ganzen Umfange äußern.“

Trägt also dieses Vergnügen so viel zu unserer Glückseligkeit bey, und darf man es nicht im ehelosen Stande erwarten, kann es nur im verehlichten im höchsten Grade genossen werden: so muß

der verheurathete Stand zu unserer Glückseligkeit nothwendig seyn.

Man könnte dieß noch aus viel andern Gesichtspunkten betrachten: ich habe es aber bloß in Absicht auf das sinnliche Vergnügen zeigen wollen, da ein vernünftiger Genuß desselbigen gewiß nicht unter der Würde der menschlichen Natur, und das Verlangen, unser Geschlecht zu vermehren, uns selbst vom Schöpfer eingepflanzet ist.

---

# XXVIII.

## Ueber das schöne Geschlecht, und den großen Einfluß, den es auf unsere Glückseligkeit hat.

O Weib! liebenswürdiges Weib! In dir liegt alles, was wir vom Himmel uns vorstellen; blendende Pracht, Reinigkeit und Wahrheit, ewige Freude und ewige Liebe.

Otway.

O Geschlecht! liebenswürdiges Geschlecht! In dir finden wir die höchste Freude vom Himmel für den Mann bestimmt! Dein ist es, jeden Kummer zu besänftigen, jede Freude zu befördern! Selbst die Weisheit, die größte Glückseligkeit geistiger Wesen, verliert ohne dich bey uns in gewisser Maße ihren Glanz. Zwar kann der Weltweise in Erforschung der Wahrheit viel Vergnügen finden: wird sie aber der einzige Gegenstand aller

seiner Anstrengung, so verzehret sie ihn und bringt ihn in Kurzem zum Stande der Kindheit zurücke: zu einem Stande,

> Wo er nichts weiß, nichts denkt, sich und der Welt nicht nützt,
> Und als ein Monument des todten Lebens sitzt.

Wann er sich hingegen seine Bemühung durch den Umgang mit dir zu versüßen sucht, so wird er nicht nur seine Seele ohne Nachtheil seiner Gesundheit bessern, sondern auch der größten Freuden genießen, deren ein Mensch in diesem irrdischen Zustande fähig ist. Der Einfall des Mahomed war daher so übel nicht, daß er in deinem Genuße einen Theil der zukünftigen Glückseligkeit setzte: denn die höchste Idee der Schönheit, in der wir einen Himmel finden, ziehen wir von weiblichen Vollkommenheiten ab.

Wer sind aber diejenigen, die durch ein betrüglich Gewäsche dir diese Vollkommenheiten zu rauben suchen, die jedes

des vernünftige Wesen in dem deinigen findet? Wer sind sie? Sind es nicht meistens Menschen, die deiner unwürdig sind, die, nachdem sie dir deine Unschuld entrissen, deine Seele verdorben, indem sie dir falsche Grundsätze eingeflößet, und dich mit andern, die ihnen gleichen, bekannt gemacht, ja indem sie dich mit ihren eignen Lastern angesteckt, dir weiß gemacht haben, als wären es die deinigen? oder auf der andern Seite, Menschen, die wegen ihrer körperlichen Häßlichkeit unfähig, deine Aufmerksamkeit zu erregen, die sie gern erregen wollten, ihr Geschlecht dadurch zu erheben glauben, wann sie das deinige so tief als möglich herabsetzen. Hätte Markolph die Gabe, dir zu gefallen, würde er wider dich so sehr lästern? Oder hätte Voluptuosus nicht seinen Körper und seine Seele so durch die Wollüste zerrüttet, daß er weder ein geistiges, noch ein sinnliches Vergnügen zu fühlen im Stande ist, würde er sich wohl zu beweisen bemühen,

daß du alle die Fehler besitzest, die er dich gelehrt.

Heil dir o Freundschaft! gesegnetes Kind des Himmels! wo sollen wir dich finden? wo soll ein armer unglücklicher Sterblicher, von Sorgen und Unruhen des Lebens ermüdet, deinen Trost finden? Wo dich, damit du durch dein sympathisirendes Mitleid ihm die Last mögest tragen helfen, unter der er erliegt? Soll er dich im Manne finden? in ihm alle deine gerühmten Vortrefflichkeiten? Ach nein. Du hast einen Feind in jedes Busen, der deine Stelle schon Jahre lang in Besitz genommen, und nun trotz allem, was man zu deinem Vortheile saget, deine Macht usurpiret, und was noch grausamer ist, dich deines Namens beraubt, deine Gestalt annimmt, um jede böse Absicht zu verfolgen, jeden strafbaren Vorsatz auszuführen, und endlich, wann er den tödtlichen Stoß gegeben, über den Betrug triumphirend lächelt.

Der Eigennutz, der ursprüngliche Bewegungsgrund jeder Handlung, ist dein Feind, und hat unter deiner Maske schon einige verführet, daß indem sie dir huldigten, sie einem bloßen Phantom, einer eingebildeten Erdichtung gehuldigt zu haben glaubten. Heil dir, du süße Quelle jeder Freude! O lehre deine Anbeter, wo sie dich finden sollen. — Mir deucht, ich sehe in deinen Blicken das Lächeln der Einwilligung.

Ruhige Stille! äußere auf einige Augenblicke deine ehrwürdige Macht, halte jede laute That zurück! Wißbegierige Aufmerksamkeit, setze doppelte Wachen aus, indessen, daß das Gedächtniß ihre Tafeln ausbreitet, um jeden Eindruck aufzunehmen.

„Sterblicher, willst du meine Wohnung kennen, willst du wissen, wo du mich triffst? Nur in der Gesellschaft derjenigen Person, die du aus Mißverstand bisher für meinen Feind gehalten: aber sie ist meine größte Stütze. Es ist

wahr, du mußt mich nicht in deinem eignen Geschlechte suchen: doch dein Schöpfer ließ dich nicht allein: er schuf dir eine Gefährtinn, in der du uns beide finden wirst, die, wenn du dich nach seiner Absicht mit ihr vereinigest, keinen Eigennutz als den deinigen, keine Glückseligkeit, als deine eigne kennt. In ihr warst du die größte Glückseligkeit deines Lebens, in ihr die Freundschaft finden, durch Hochachtung veredelt und durch Liebe erhöht.

Verlassen dich deine Freunde, fliehen dich deine Bekannte, kehrt dir die ganze Welt den Rücken: doch bleibt dir eine, die deine Freundinn seyn, die alles thun wird, dich glücklich zu machen.

Dringen die Sorgen und Kümmernisse des Lebens bey dir ein, (denn, welcher Sterbliche ist frey davon?) sie wird dadurch, daß sie an deinem Kummer Theil nimmt, eine sympathisirende Thräne der mitleidenden Freundschaft mit der deinigen vermischt, jede Sorge

nie-

niederschmeicheln, und durch die zärtliche Melankolie, die sie dir einflößt, die süßeste Empfindung in deine Seele ergiessen, eine Empfindung, die selbst die Traurigkeit wünschenswerth macht.

Aber wann hingegen die Freude ihren liebreichen Schoos ausbreitet, wie wird nicht jede angenehme Empfindung, deren du genießest, durch den Gedanken erhöhet werden, daß sie daran Theil nimmt. Dieß aber kann nur ein liebendes Herz fühlen: nur dieß weiß, daß das höchste Entzücken, dessen die menschliche Seele fähig ist, in dem Vermögen besteht, einem geliebten Gegenstande Freude zu machen.

Gefällt es der Vorsehung, dich mit Kindern zu segnen, was für neue Leidenschaften, welche entzückende Gefühle der väterlichen Liebe werden sich deiner bemächtigen! Welche eine Freude muß dir der Gedanke machen, daß du denen das Leben gegeben, die dir ein Segen und Trost, und eine Ehre der Menschheit

sind: der Gedanke, daß, wenn die Zeit nun deine Tage ausgezählet, noch jemand übrig seyn wird, deinem Andenken einen dankbaren Zoll zu entrichten, der Früchte deines Fleißes zu genießen! Und welche Glückseligkeit für eine empfindsame Seele, über der sich öffnenden Knospe zu wachen, den zarten Gedanken aufzuziehen und die zu schwelgerischen Aeste abzunehmen!

Du warst für die Gesellschaft gemacht: die Gesellschaft ist zu deiner Existenz, ist zu deiner Glückseligkeit nöthig. Aber die Gesellschaft, die zu deiner Existenz nöthig ist, ist von der verschieden, die du zu deiner Glückseligkeit brauchst. Die erstere erfodert nichts als Arbeit von deiner Seite, und Beystand von deinem Nebenmenschen. Die letzter aber eine Vereinigung der Gemüther, eine zärtliche Vermischung der Seelen. Diese wirst du aber nie vollkommen in deinem eignen Geschlechte finden: es giebt eine Art des Geschlechts selbst in der Seele des Weibes, eine weibliche Schönheit,

die

die deine Tage beseligen und jede Stunde deines Lebens glücklich machen wird. Halte dieß nicht für bloße Freundschaft: in der That kann es zwar nicht ohne Freundschaft bestehen, obgleich die Freundschaft ohne dasselbe seyn kann: es ist auch nicht bloße Liebe: es ist Hochachtung, durch den gegenseitigen Wunsch erhöhet: die Sympathie verbundener Seelen, die wie zwey gleich gestimmte Instrumente, jeden Ton einander zurücke geben. In dem Genusse dieser Eintracht muß du die vornehmste Glückseligkeit deines Lebens finden: in dem Genusse derselben muß dir hauptsächlich die Schönheit des andern Geschlechts begehrungswürdig seyn.

Sterblicher, hör auf die Stimme der Freundschaft. Willst du das wahre Glück genießen, suche es nicht in den feilen Armen einer herumschweifenden Wollust: denn hier lauren tausend nagende Sorgen, tausend unübersehliche Uebel: und niemals wirst du das gehoffte Entzücken finden. Die Freude

ist eine Tochter der Tugend. Denke nicht, sie jemals in der Abwesenheit ihrer Tochter zu finden: sicher sind sie nie ohne einander. Vor allen Dingen suche deine Leidenschaften mit den Grundsätzen der Tugend einstimmig zu machen und dann wird sich die Freude dir von selbst anbieten. Deinen Leidenschaften auf diese Art eine Genüge zu thun, ist der Absicht deines Schöpfers nicht zuwider. Sich freuen ist ihm gehorchen.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN